



Ein Haus für
Jüdische Theologie
am Neuen Palais Potsdam

ANNE-MARGARETE BRENKER
WALTER HOMOLKA (HG.)

**EIN HAUS FÜR
JÜDISCHE THEOLOGIE
AM NEUEN PALAIS
POTSDAM**

ARCHITEKTURFÜHRER

PATMOS VERLAG



Kuppel der Universität Potsdam

Für Bettina Schwarz
in Dankbarkeit

*Das Nordtorgebäude trägt den Namen
von Rabbiner Walter Jacob.
Ohne seine Autorität und Inspiration
gäbe es das Abraham Geiger Kolleg nicht.*



Präsident Rabbiner Walter Jacob während
eines Seminars des Abraham Geiger Kollegs
am 20. November 2014.



DR. MANJA SCHÜLE

*Ministerin für Wissenschaft, Forschung und Kultur
des Landes Brandenburg*

Sehr geehrte Damen und Herren,

die Einweihung des Nordtorgebäudes ist für mich ein Symbol der Vielfalt. Fortan kündigt der Neubau weithin sichtbar vom breiten Spektrum des studentischen Lebens auf dem Campus am Neuen Palais. Mit der Fertigstellung dieses Baus findet die Ausbildung der Jüdischen Theologie ein Zuhause in Potsdam. Das Gebäude ist künftig Treffpunkt, Lehrort und wichtigste jüdische Bildungseinrichtung unseres Landes. Zu verdanken ist das auch der Architektin Elisabeth Rühnick, die mit dem historischen Bauwerk sehr sensibel umgegangen ist.

Das umgebaute Nordtorgebäude bietet Platz für gleich zwei bedeutende Rabbinerseminare, für das Abraham Geiger Kolleg und das Zacharias Frankel College. Ihre wissenschaftliche Bedeutung ist eng verknüpft mit der der School of Jewish Theology an der Universität Potsdam.

Die Einweihung ist auch ein Zeichen für die hervorgehobene Rolle, die Berlin und Brandenburg heute für jüdisches Leben und Gelehrsamkeit spielen. In Berlin und Potsdam ausgebildete Rabbiner genießen weltweites Ansehen. Von den bescheidenen Anfängen des Abraham Geiger Instituts als An-Institut der Universität Potsdam bis zur Schaffung der School of Jewish Theology war es ein weiter Weg – er hat sich gelohnt. Für mich steht fest: Die wissenschaftliche Theologie – ob christlich, jüdisch oder muslimisch – gehört in den Kanon der akademischen Ausbildungsfächer. Künftige Geistliche werden so dazu befähigt, auf Augenhöhe mit Angehörigen anderer Wissenschaftsdisziplinen drängende Fragen der Zeit zu erörtern. Mit dem Nordtorgebäude gibt es jetzt auch einen angemessenen Ort, an dem diese Auseinandersetzung und diese Begegnungen stattfinden können. Ich bin gespannt auf die religiösen und wissenschaftlichen, aber auch gesellschaftlichen Impulse, die künftig von diesem Ort ausgehen werden.

Ihre
Dr. Manja Schüle

PROF. OLIVER GÜNTHER, PH.D.

Präsident der Universität Potsdam

Das Abraham Geiger Kolleg (AGK) wurde 1999 gegründet und ist das erste liberale Rabbinerseminar in Kontinentaleuropa seit der Schoa. Mit der Anbindung des AGK als An-Institut der Universität Potsdam begann 2001 eine außerordentlich fruchtbare und erfolgreiche Zusammenarbeit. Diese fand ihre logische Fortsetzung in der Anerkennung des 2013 gegründeten Zacharias Frankel College, einem Seminar für Masorti und konservative Rabbiner, als An-Institut. Mit der School of Jewish Theology, die ebenfalls 2013 ins Leben gerufen wurde, haben wir die Jüdische Theologie als ordentliches Studienfach in Deutschland eingeführt. Dies war ein bedeutender Schritt, da auf diese Weise erstmals in der Geschichte eine jüdisch-theologische Ausbildung an einer deutschen Universität verankert wurde. Die drei Institutionen bereichern den interreligiösen Dialog in Brandenburg und prägen die jüdisch-geistliche Ausbildung und wissenschaftliche Auseinandersetzung mit jüdischem Glauben und Kultur. Weitsichtig haben Land und Universität bereits 2009 entschieden, alle genannten Einrichtungen in einem historischen Gebäude auf dem Campus Am Neuen Palais unterzubringen. Mit der Einweihung des grundsanierten Gebäudes findet der Gründungsprozess einen würdigen Abschluss.

Professor Oliver Günther, Ph.D.



PROF. DR. CHRISTOPH MARTIN VOGTHERR

Generaldirektor Stiftung Preußische Schlösser und Gärten
Berlin-Brandenburg

»Nordtorgebäude« ist nur eine Standortbezeichnung. Umso bedeutender ist, was nun unter seinem Dach Raum hat: Bildung und Vermittlung. Verglichen mit dem, was die School of Jewish Theology, das Abraham Geiger Kolleg und das Zacharias Frankel College hier fortan tun, war der Grund für die Errichtung der Dreiflügelanlage beinahe trivial. Denn als Preußenkönig Friedrich II. das Neue Palais im Park Sanssouci als Gästeschloss erbauen ließ, brauchte es adäquate Funktionsgebäude. So wurde das Nordtorgebäude zusammen mit einer Orangerie 1769 als Hofgärtner- und Kastellanshaus fertiggestellt – und dabei das Nützliche mit dem Schönen in Einklang gebracht. Die Rundbogenfenster, die dreibogige Loggia und die Rustizierung der Fassaden zitieren Palastarchitekturen der italienischen Renaissance.

Danach folgte nutzungsbedingtes An-, Um- und Rückbauen. Gleichwohl blieb historische Substanz in erheblichem Umfang erhalten. Das betrifft die Grundrisse des 18. und 19. Jahrhunderts ebenso wie die baulichen Konstruktionen oder Materialität und Fassung der Oberflächen. Dies konnte im Rahmen der Sanierung bewahrt werden.

Dass Preußen ein Land verschiedener Ethnien, Sprachen, religiöser Bekenntnisse gewesen ist, spiegeln die Schlösser und Gärten wider. Nun ist auch jüdisches Leben in Sanssouci präsent und was zu wünschen bleibt, steht im Talmud: »Das Haus soll weit offen stehen.«

Professor Dr. Christoph Martin Vogtherr



INHALT

7	Dr. Manja Schüle Grußwort des Ministeriums für Wissenschaft, Forschung und Kultur des Landes Brandenburg	81	Eva Leitolf / Hartmut Bomhoff »This Is Not a Thornbush«
8	Professor Oliver Günther PhD Grußwort der Universität Potsdam	90	Die Synagoge am Neuen Palais Potsdam – ein fotografischer Rundgang
9	Professor Dr. Christoph Martin Vogtherr Grußwort der Stiftung Preußische Schlösser und Gärten Berlin-Brandenburg	98	Ulrich Knufinke Die Synagoge am Neuen Palais Potsdam – erste Hochschulsynagoge Deutschlands
12	Rabbiner Walter Homolka Wer baut, der will bleiben – Vorwort	109	SEO »Die Wolken können träumen«
16	Das neue Europäische Zentrum jüdischer Gelehrsamkeit in Potsdam – ein fotografischer Rundgang	118	Walter Homoka Die Yeminis – drei Generationen Design im Dienste des Judentums
38	Elisabeth Rüthnick Ein »Haus im Haus« – unsere sehr besondere Bauaufgabe	122	Irene A. Diekmann Juden in Brandenburg-Preußen 1671–2021 – eine Chronik
45	Astrid Fritsche Das Nordtorgebäude – mehr als ein Dienstgebäude	130	Abbildungsnachweise
56	Hartmut Bomhoff Breslau – Berlin – Kühlungsborn: Eine Rückblende	132	Herausgeberin und Herausgeber
60	Gerd Schurig Orangerie und Nordtor – Aus der Geschichte ihrer Gartenumgebung	132	Autorinnen und Autoren, Künstlerinnen und Künstler



Rabbener Walter Homolka,
Rektor des Abraham Geiger Kollegs



Anne-Margarete Brenker,
Kanzlerin des Abraham Geiger Kollegs

RABBINER WALTER HOMOLKA WER BAUT, DER WILL BLEIBEN VORWORT

Das Wort »Heimat« suche man vergeblich in jüdischen Lexika, sagte der Architekt Salomon Korn, Vorstandsvorsitzender der Jüdischen Gemeinde Frankfurt, im März 2018 in seinem Grußwort zur Tagung »Migration, Verlust und Utopie. Von der jüdischen Sehnsucht nach Heimat«. »Migration« und »Verlust« seien jedoch Teil der kulturellen DNA der jüdischen Gemeinschaft. Gerade deshalb gebe es, so Korn, eine originär jüdische Sehnsucht nach Heimat, Heinrich Heines Ausspruch von der Tora als »portatives Vaterland« der Juden zitierend.⁽¹⁾

Mein Versuch, die Bedeutung des Nordtorgebäudes am Neuen Palais für die Ausbildung jüdischer Geistlicher zu ermitteln, geht von dieser Vorgeschichte aus: der Utopie des Judentums in Deutschland nach der Aufklärung, gleichberechtigt und integriert zu sein und mit seiner Tradition auch Wertschätzung zu erfahren. Und der Erfahrung des Verlusts dieser Hoffnung: durch geistige und rassische Ausgrenzung seit dem 19. Jahrhundert, durch Verfolgung und Ermordung in der Mitte des 20. Jahrhunderts.

Im 21. Jahrhundert entsteht ein Ort jüdischer Gelehrsamkeit – in Potsdam, dem Inbegriff des Preußentums. Da, wo der jüdische Religionsphilosoph Moses Mendelssohn wohl im September 1771 von Friedrich dem Großen, einem Verächter alles Jüdischen, nicht empfangen wurde, werden jetzt Rabbiner und Kantoren auf ihre Aufgabe vorbereitet, das jüdische Erbe in die Zukunft zu tragen.

Angesichts und eingedenk des Verlusts – darf es da noch Träume geben? Die Vision einer Heimat für die Wissenschaft des Judentums heute? Fünfundsiebzig Jahre nach der Befreiung vom Nationalsozialismus verbinden sich in Potsdam jüdische Tradition und Erneuerung. Der Entwurf des Architektenbüros Rühnick verknüpft Denkmalschutz, Ästhetik und Zweckdienlichkeit in denkbar bester Weise. Uns ist dabei wichtig, dass die School of Jewish Theology und die beiden Rabbiner-

seminare auf dem Campus eine Synagoge als Herzstück haben. Der Gebäudekomplex ist quasi Stein gewordener Ausdruck der Wissenschaftspolitik und des Votums des Wissenschaftsrats aus dem Jahr 2010 und symbolisiert zugleich die damit gewünschte Öffnung der Theologien. So wie die Gründung der *School* im Wintersemester 2013 die Gleichstellung der Jüdischen Theologie mit den christlichen und der islamischen Theologie Wirklichkeit werden ließ, so macht dieses Europäische Zentrum jüdischer Gelehrsamkeit die Universität Potsdam zu einem einzigartigen Ort der Vielfalt und Begegnung.

Unsere Synagoge soll für alle Studierenden der Universität offen sein als Ort der Reflexion, Inspiration und Stille. Dazu trägt auch das Kunstwerk der koreanischen Künstlerin SEO an der Westseite des Gebetsraumes bei. Die Internationalität und Offenheit, die ein so wichtiges Merkmal unserer Rabbiner- und Kantorenausbildung ist, wird durch SEO und ihre Kunst noch einmal verstärkt. Die Kunst ermöglicht eine vertiefende Begegnung von Weltoffenheit und Dialog, von Religion und Säkularität, von Wissenschaft und Spiritualität. Das gilt in ähnlicher Weise auch für die Fassadengestaltung der benachbarten Orangerie, in der die School of Jewish Theology ihre Heimat findet. Mit dem verfremdeten biblischen Motiv des Dornbusches, dem Siegerentwurf von Eva Leitolf im Wettbewerb »Kunst am Bau«, entsteht Raum zur Auseinandersetzung um Fragen des Glaubens.

Die Jüdische Theologie in Potsdam begreift sich in der Tradition des *Jüdisch-Theologischen Seminars* in Breslau und der *Hochschule für die Wissenschaft des Judentums* in Berlin. Ismar Elbogen formulierte 1907 anlässlich des Einzugs der Lehranstalt für die Wissenschaft des Judentums in ihr neues Domizil in der Berliner Artilleriestraße 14: »Die Eröffnung des eigenen Heims bedeutet einen Wendepunkt in der Geschichte der Lehranstalt. Auf ihrem eigenen Boden steht sie in Zukunft fest begründet, es soll nunmehr an ihrem inneren Ausbau rüstig geschaffen werden, in ihren eigenen Räumen soll sie sich weit ausdehnen und frei entfalten. Ein neues Geschlecht hat den Bau errichtet, zu dem das alte den Grundstein gelegt, das Erbe der Vergangenheit ist ihm nicht ohne Anstrengung in den Schoß gefallen, es wird nicht ohne Mühe behauptet werden, der übernommene Besitz bedarf der Pflege und Sicherung, der Mehrung und Erweiterung.«⁽²⁾ Es folgten 34 Jahre Utopie einer »Heimat«, dann machten die Nationalsozialisten dem ein Ende.

In Potsdam kann sich die Jüdische Theologie nun erstmals in voller Ausprägung zeigen: als akademisches Studienfach an einer staatlichen Universität, in Kooperation mit zwei Rabbinerseminaren. Dies geschieht im Bewusstsein um den unendlichen Verlust und den dramatischen Bruch in unserer Geschichte. Die Universität Potsdam ist uns seit 1999 zum verlässlichen Partner geworden. Seitdem hegten wir die Vision, hier auch einen festen Standort zu errichten, der uns aus der Vorläufigkeit früherer Jahrzehnte zur Heimat werden kann. Unser neues Domizil schafft Präsenz. Diese Sichtbarkeit bedeutet aber auch große Verantwortung. Doch seien wir optimistisch. Oder um es mit Salomon Korn zu sagen: »Wer ein Haus baut, will bleiben, und wer bleiben will, erhofft sich Sicherheit.«⁽³⁾

Die inhaltlichen Schwerpunkte unseres Studiums reichen vom rabbinischen Judentum der Antike bis zum modernen Judentum in seiner ganzen lebendigen Vielfalt; das beinhaltet das Wissen der mittelalterlichen Talmudschulen am Rhein ebenso wie die Wissenschaft des Judentums, die im 19. Jahrhundert in Berlin zur Blüte kam. So passt es aufs Beste, dass die Eröffnung unseres Zentrums in eben das Jahr fällt, in dem wir 1700 Jahre jüdischen Lebens in Deutschland feiern.

1 Eugen El, »Wo ist Zuhause?«, in: Jüdische Allgemeine, 19. März 2018.
2 Ismar Elbogen und Johann Höniger, Lehranstalt für die Wissenschaft des Judentums. Festschrift zur Einweihung des eigenen Hauses, 22. Oktober 1907, Berlin 1907, 93.
3 Salomon Korn am 14. September 1986 bei der Eröffnung des von ihm entworfenen Jüdischen Gemeindezentrums in Frankfurt am Main, Frankfurter Allgemeine Zeitung, 4. September 2007.





Loggia des Walter-Jacob-Gebäudes.



School of Jewish Theology der Universität
Potsdam und Walter-Jacob-Gebäude des Abraham
Geiger Kollegs, Potsdam.



Atrium der School of Jewish Theology der
Universität Potsdam.



Breslauer-Forum
im Walter-Jacob-Gebäude.



Breslauer Forum im Walter-Jacob-Gebäude.





Südfassade des Walter-Jacob-Gebäudes.



Südfassade des Walter-Jacob-Gebäudes.



Synagoge am Neuen Palais und School of Jewish Theology.



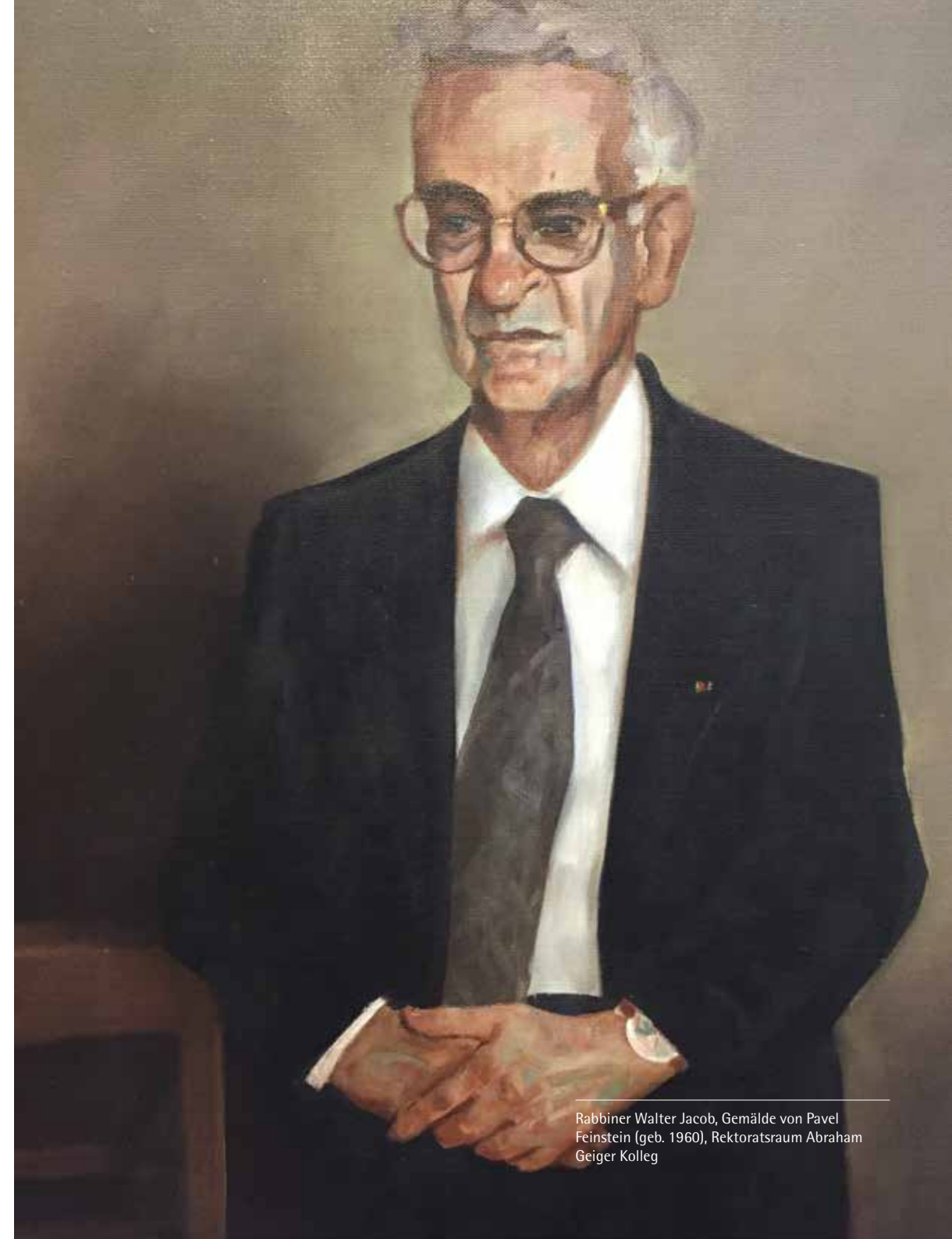
Rabbiner Abraham Geiger (1810–1874) und
Rabbiner Zacharias Frankel (1801–1875),
Papierskulpturen (Deutschland 2020) von
Mila Vázquez Otero (geb. 1978).



Hugo-Bergmann-Hörsaal.



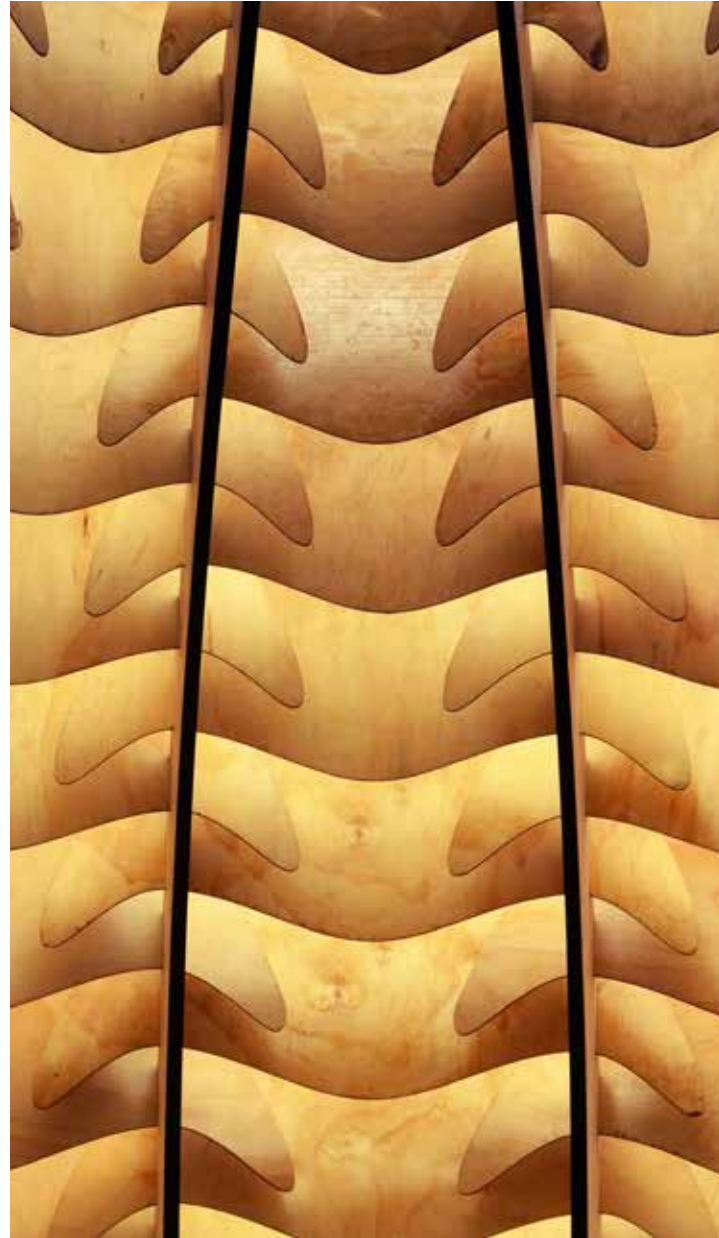
Rabbener Moritz Levin (1843–1914), Pastell von
Lesser Ury (1861–1931), Rektoratsraum Abraham
Geiger Kolleg



Rabbener Walter Jacob, Gemälde von Pavel
Feinstein (geb. 1960), Rektoratsraum Abraham
Geiger Kolleg

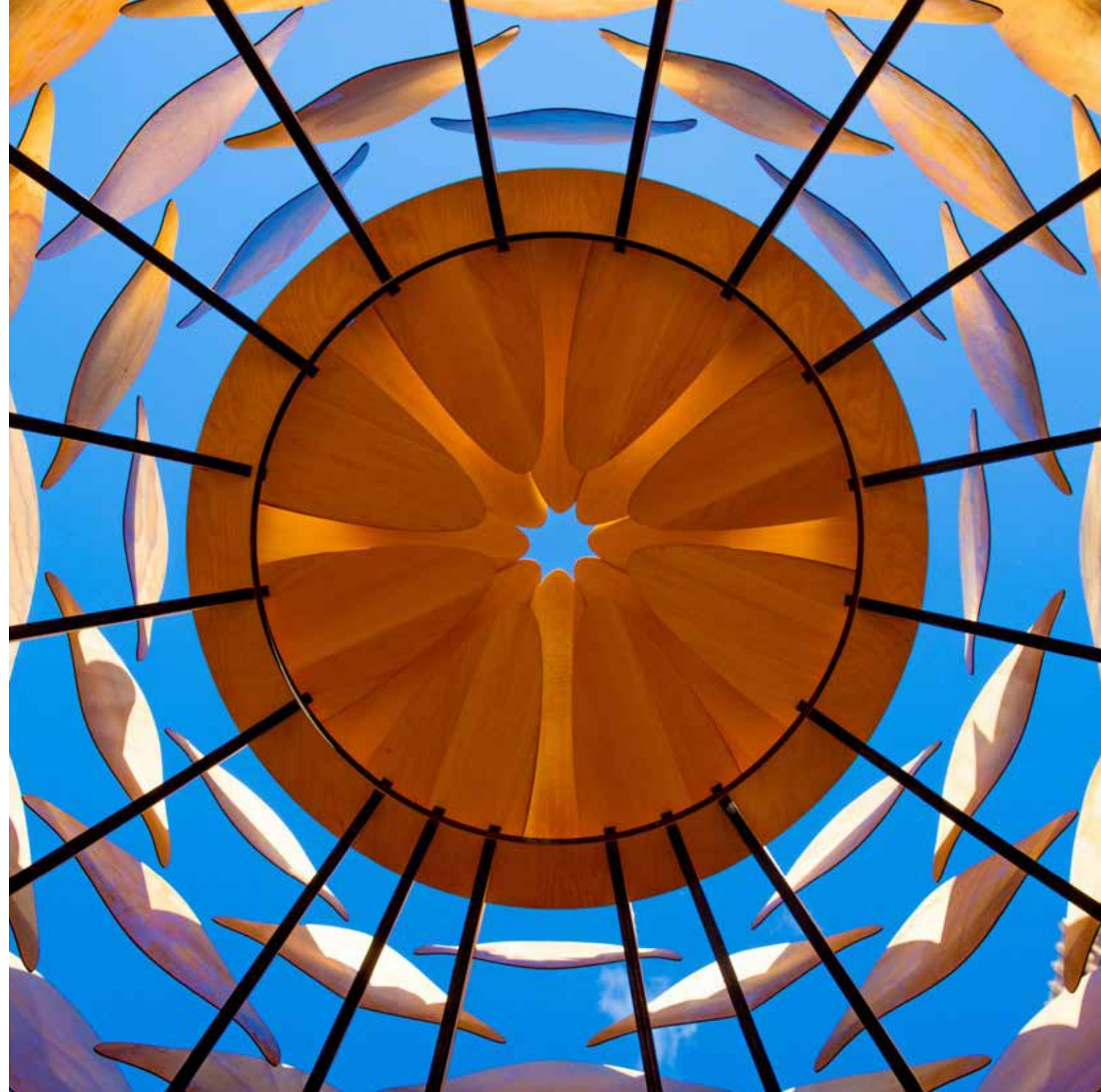


Helmi Prechter (geb. 1946), »Hallo, Frau Lot«
(Deutschland 1982), Rektoratsraum Abraham
Geiger Kolleg.



»Seedling Sukkah« von Noah Ives (geb. 1982).
Der Siegerentwurf beim Wettbewerb »Sukkah x
Detroit« der Downtown Synagogue, Detroit,
Design Festival 2018, wird als Sukkah des Abraham
Geiger Kollegs am Neuen Palais Potsdam realisiert

»Ein intimer Ort der Begegnung, der dem
Menschen symbolhaft seine Fragilität vor Augen
führt. Schlichte Eleganz natürlicher Muster,
gestaltet mit der Präzision moderner Technologie.«
Jury des Detroit Design Festivals



ELISABETH RÜTHNICK EIN »HAUS IM HAUS« – UNSERE SEHR BESONDERE BAUAUFGABE

Im Jahr 2014 konnten wir von Rüthnick Architekten, Berlin, uns freuen: Nach dem Gewinn des Architektenwettbewerbs erhielten wir den Auftrag, die Architektenleistungen zur Herrichtung des denkmalgeschützten Nordtorgebäudes und der Orangerie am Neuen Palais in Potsdam zu erbringen. Damit begann ein intensiver Planungs- und Bauprozess [ABB. 1](#). Im respektvollen Umgang mit dem denkmalgeschützten Bestand des kleinen Gebäudeensembles aus dem Barock im Park Sanssouci, Teil der UNESCO-Weltkulturerbestätte »Schlösser und Parks von Potsdam und Berlin«, wurde die wertvolle, historische Bausubstanz der Gebäude weitestgehend erhalten. Uns Architekten ging es um eine behutsame und denkmalgerechte Instandsetzung des 250 Jahre alten Gebäudekomplexes in Verbindung mit der Herrichtung für die neuen Nutzungen [ABB. 2](#).

Es war eine Balance zwischen der historischen Substanz und neuer Architektur herzustellen. So ging es um einen qualitätsvollen Neubau im Bestand. Kein Historismus sollte hier betrieben, sondern ein Zusammenspiel zwischen Alt und Neu besonders gefördert werden. So wird die Geschichte am Gebäude ablesbar und das Neue sichtbar.

Anders als bei Neubauten wissen wir bei Bestandsgebäuden oft nicht, was uns erwartet. Natürlich werden die Gebäude zuvor auf ihre Bausubstanz geprüft. Allerdings tauchen oft versteckte, im Laufe der Jahre und Jahrzehnte durchgeführte bauliche Veränderungen und auch Schäden erst im Planungs- und Bauprozess auf. Dann ist Flexibilität gefragt und Erfahrung im Umgang mit denkmalgeschützten Bauten, um unter den neuen Umständen die besten Lösungen zu finden.

Abb. 1: Entwurf ehemalige Orangerie, Verbindungsbau und Nordtorgebäude (Wettbewerbszeichnung).



Abb. 2: Lageplan des Ensembles am Neuen Palais.

Die Zusammenarbeit zwischen den Auftraggebern, Behörden und Nutzern war besonders kooperativ. Die unkomplizierte Kommunikation untereinander erfolgte immer offen. Trotz der Vielzahl der Beteiligten, ist es für uns immer wieder faszinierend, was für ein Potenzial in einem in die Jahre gekommenen Gebäude schlummert und durch uns Architekten in eine neue »Lebensperiode« geführt werden kann. Geschichte wird wieder lebendig und trifft auf die heutige Zeit. Besonders bei Kulturbauten ist das immer wieder der Fall.

Einen besonderen Stellenwert haben auch die neuen Nutzer des alten Gebäudes. So entstanden im umgebauten Nordtorgebäude neue Räumlichkeiten für das *Abraham Geiger Kolleg* und das *Zacharias Frankel College*. Die an das Nordtorgebäude anschließende ehemalige Orangerie beherbergt die *School of Jewish Theology*, und der zwischen der Orangerie und dem Nordtorgebäude gelegene Verbindungsbau nimmt eine Synagoge auf. Die erste akademische Ausbildungsstätte für Rabbiner*innen und Kantor*innen in Zentraleuropa nach der Schoa stellte uns Architekten vor eine sehr besondere Herausforderung – der Entwurf des sakralen Raumes war ein ganz besonderes Ereignis.

DENKMALGERECHT UND ZEITGEMÄSS

Im Vordergrund standen das denkmalgeschützte Ensemble und damit der historische Werdegang der Gebäude. Unmittelbar nach Beendigung des Siebenjährigen Krieges ließ Friedrich der Große, zur Demonstration der Machtposition Preußens im Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation, die gewaltige Schlossanlage am westlichen Rand des Parks Sanssouci – das Neue Palais – errichten. Sein Architekt war *Carl von Gontard*. Der südliche und nördliche Abschluss der Schlossanlage wird durch zwei Torhäuser gebildet. Das Nordtorgebäude bewohnte ursprünglich der Hofgärtner, der zugleich eine Orangerie zur Seite gestellt bekam. Im Laufe seines 250-jährigen Bestehens erfuhr das Gebäude mehrere bauliche Veränderungen. Es wurden An- und Umbauten errichtet, die den jeweiligen Wohn- und Arbeitsbedürfnissen Rechnung trugen [ABB. 3 UND 4](#).

Einzelne Veränderungen sind heute von denkmalpflegerischer Relevanz und wurden in die Planung einbezogen; andere haben keine historische Qualität und konnten entfernt werden.

Abb. 3 und 4: Innenhof.



Abb. 5 und 6: Lehmwickeldecken.



Die Planung und bauliche Umsetzung vollzog sich in enger Abstimmung mit den Denkmalschutzbehörden der *Stiftung Preußische Schlösser und Gärten (SPSG)* und des Landes Brandenburg und wurde darüber hinaus in der Bauforschung fachkundig begleitet durch Winterfuchs, Büro für Bauforschung, Denkmalpflege und Baukultur, Berlin, und Pro-Denkmal, Bamberg. Bauliche Veränderungen am Nordtorgebäude und dem westlich angrenzenden Stallgebäude waren aus Gründen des Denkmalschutzes nahezu ausgeschlossen. Beide Gebäude wurden behutsam unter weitestgehendem Erhalt der historischen Baubustanz hergerichtet, teilweise unter Wiederverwendung bauzeitlicher Bautechniken und Materialien. Die historischen Lehmwickeldecken wurden erhalten und teilweise die bauzeitlichen Decken- und Bodenbeläge gesichert und wieder verwendet [ABB. 5 UND 6](#). Im Innenhof wurde das zeittypische Ziegelpflaster (»Mopke«) nachempfunden. Die Dachziegel [\(ABB. 7\)](#) wurden gesichert und nach historischem Vorbild neu verlegt.

Das Endergebnis sind Büro- und Seminarräume, die allen Anforderungen an zeitgemäßes Lernen und Arbeiten gerecht werden, und das unter größtmöglicher Beibehaltung der bauzeitlichen Grundrissstruktur [ABB. 8](#).

Abb. 7: Dachrestaurierung.



Abb. 8: Grundriss Erdgeschoß (v.l.n.r.: ehemalige Orangerie, Verbindungsbau, Nordtorgebäude).



Eine wesentliche Entwurfsaufgabe stellte die Ausstattung des westlichen Anbaus an das Nordtorgebäude mit einer kleinen, vollständig ausgestatteten Synagoge [ABB. 9, 10 UND 11](#) mit ca. 50 Sitzplätzen dar. Durch die Kunst in der Synagoge erhielt der Raum einen nochmals besonderen Blickfang und erforderte eine zusätzliche integrative Entwurfsarbeit. Verfasserin des Kunstwerks ist die südkoreanische Künstlerin SEO.

ORANGERIE – NEUBAUANTEIL UND BAUDENKMAL

Die Orangerie wurde am Nordtorgebäude im Laufe der Zeit erheblich, bis zur Unkenntlichkeit, verändert und auf zwei Drittel ihrer ursprünglichen Länge gekürzt. Das erforderte größere bauliche Eingriffe: Es entstand ein »Haus im Haus« [ABB. 12 UND 13](#).

Ein klar ablesbarer Baukörper wurde als eigenständiger Neubau in den Bestand integriert, der allseitig respektvollen Abstand zu den historischen Fassaden einhält. Die Anmutung einer Halle im Innenraum bleibt weiterhin erhalten. Es ist eine Zwischenzone mit lebendigem Charakter entstanden, die als halböffentlicher Bereich, Gruppenarbeitsplatz, Selbstlernbereich oder auch als Treffpunkt und Pausenzone für die Nutzer dient ([ABB. 14 UND 15](#)). Der historische Bodenbelag bleibt erhalten, indem er kartiert, geborgen und zur Ergänzung im Zwischenraum wiederverwendet wurde. Der ehemalige Heizkanal zur Temperierung der Orangerie wurde für die Nachwelt gesichert, ist aber in der neuen Nutzung nicht mehr sichtbar.

Der Neubau wird als eigenständiger Baukörper erkennbar und differenziert klar zwischen neuer und alter Bausubstanz. Die Erschließung des Obergeschosses erfolgt auf der Nordseite unter Nutzung des ehemaligen Revisionsgangs. Die Büroräume bieten eine intime Atmosphäre mit der gewünschten Kleinteiligkeit. Bodentiefe und raumbreite Fensterflächen stellen eine ausreichende Belichtung sicher und geben immer wieder den Blick in die Zwischenzone und die umliegende Parklandschaft frei. Aufgrund der hohen Schadstoffbelastung des Dachstuhles musste das gesamte Dachtragwerk erneuert werden. Die Dachflächenfenster auf der Nordseite sind für eine ausreichende Belichtung und Belüftung der Büroräume notwendig. Die Größe und Art der Fenster wurden in Abstimmung mit der Denkmalpflege gestaltet. Zur DDR-Zeit erfolgte in den 1950er Jahren ein tiefgreifender Umbau des Gebäudes

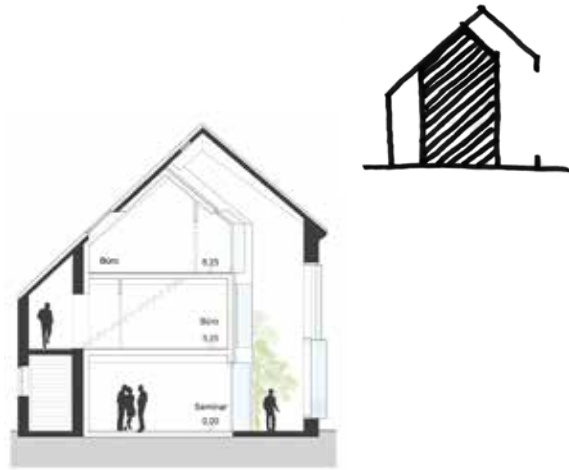


Abb. 12 und 13: Skizze und Planung Querschnitt durch die ehemalige Orangerie mit dem »Haus-im-Haus«-Konzept.

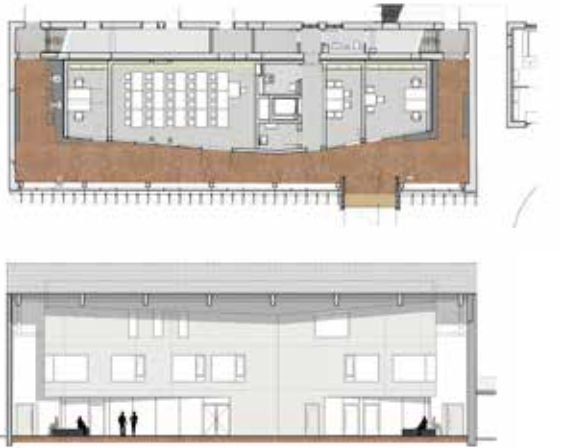


Abb. 14 und 15: Grundriss und Ansicht der ehemaligen Orangerie.

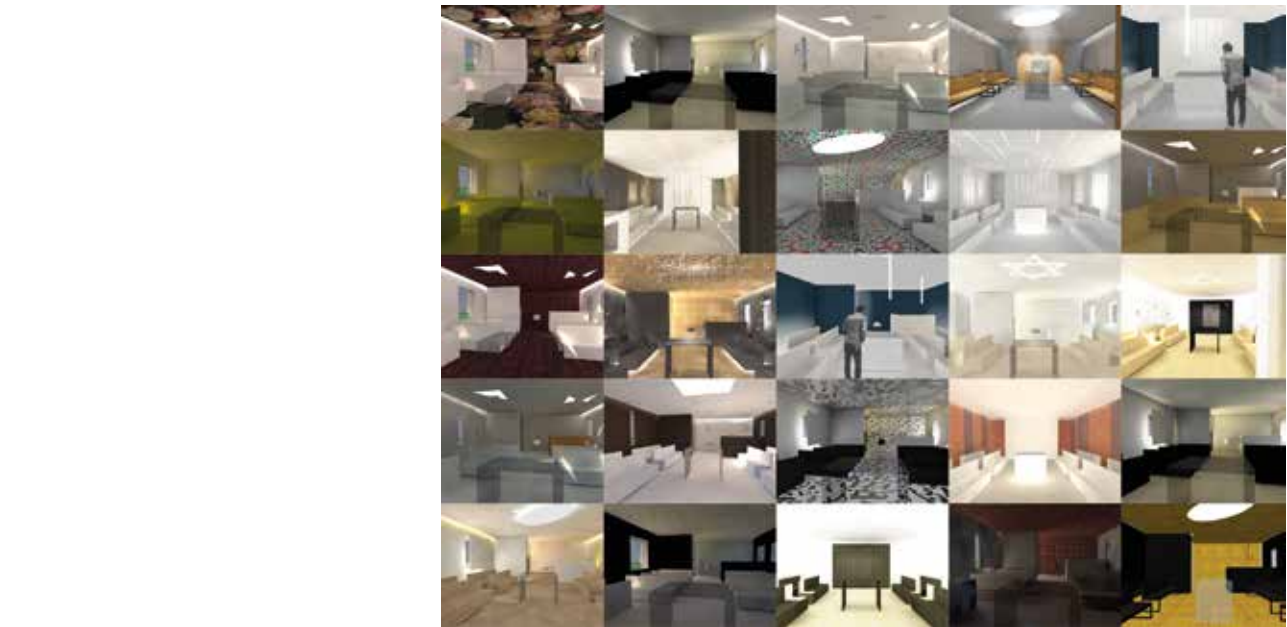


Abb. 10: Ausschnitt Arbeitsmodell mit Verbindungsbau (Synagoge).



Abb. 11: Planung zur v.l.n.r. ehemaligen Orangerie, Verbindungsbau (Synagoge) und Nordtorgebäude.

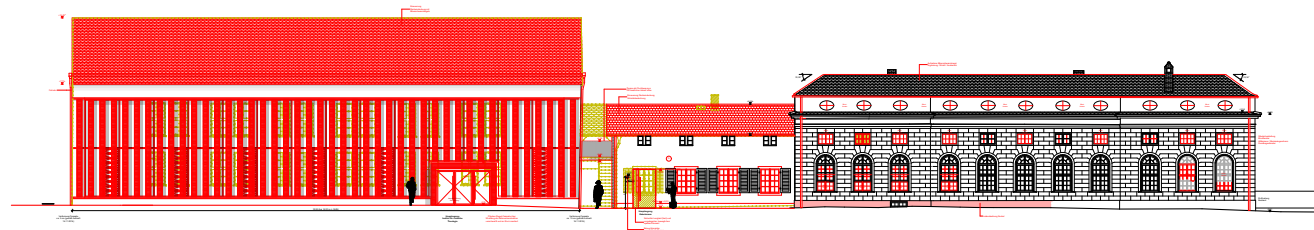
und dessen Umnutzung zu einer Turnhalle [ABB. 16 UND 17](#). Nach der Wende 1989/90 überwinteren in ihr die Skulpturen, die im Sommer den Park rund um das Neue Palais schmücken. Aufgrund der denkmalpflegerischen Einschätzung, die Fassade aus den 1950er-Jahren nicht zu erhalten, konnte die Südfassade vollständig abgetragen werden. Eine neue großflächige Pfosten-Riegel-Glasfassade [ABB. 18](#) trat an ihre Stelle und erweckt so die Assoziationen an die ursprüngliche Gebäudenutzung einer Orangerie.

Durch eine mehrfarbige Bedruckung der Gläser dieser Fassade – Ergebnis des Wettbewerbes zur »Kunst am Bau« – wird ferner auf die Nutzung durch das Institut für jüdische Theologie der Universität Potsdam verwiesen. Verfasserin dieses Wettbewerbsbeitrags mit dem Titel »This Is Not a Thornbush« ist die Künstlerin Eva Leitolf. Mit der Umnutzung als Lehrstätte für die School of Jewish Theology wird die ehemalige Pflanzenhalle mit studentischem Leben gefüllt und die vorhandene Raumqualität des Bestands ausgenutzt.



Abb. 16 und 17: Gebäude der ehemaligen Orangerie / Turnhalle (Aufnahmen 2015).

Abb. 18: Ansicht Süd, Sonnenschutzlamellen der ehemaligen Orangerie halboffen.



ASTRID FRITSCH DAS NORDTORGEBÄUDE – MEHR ALS EIN DIENSTGEBÄUDE

Das Neues Palais, als Schlossgebäude, mit seinen Nebenbauten [\(ABB. 1\)](#) ist die größte Baumaßnahme im Park Sanssouci zu Zeiten König Friedrichs II. von Preußen (des Großen, 1712–1786). Von 1763 bis 1769 entstanden das Neue Palais selbst, gegenüberliegend die beiden Communs mit der verbindenden Kolonnade und den seitlichen Anbauten sowie die heute so genannten Südtorgebäude und Nordtorgebäude mit der Orangerie.

Ein Kanal, der von der Neustädter Havelbucht aus zum Gelände geführt wurde und die Baufläche umschrieb, hatte zwei Funktionen: das teilweise sehr feuchte Gelände zu entwässern und den Transport von Baumaterial zu erleichtern. Am Südtorgebäude war der Kanal aufgeweitet, um das Entladen zu erleichtern. Anders als in Versailles oder anderen Schlossanlagen war dieser Kanal nie »zum Vergnügen«, wie Gondelfahrten oder ähnlichem, gedacht.

DIE BAUMEISTER

Trotz der kurzen Bauzeit von etwa sechs Jahren waren mehrere Baumeister⁽¹⁾ beauftragt. Sie beendeten ihre Tätigkeit oft in Ungnade. Bereits um 1756 begann Johann Gottfried Büring (1723–1768) mit den Vorplanungen und verfasste schließlich den Entwurf für das Neue Palais. 1764 kam es zum Streit zwischen Friedrich II. und Büring. Der König warf seinem Baumeister Unregelmäßigkeiten in der Abrechnung vor. Auf Büring folgte Jean Laurent Legeay (1710–1786), der sich mit Friedrich II. aufgrund von Meinungsverschiedenheiten über seinen Entwurf für die Communs und Kolonnade überwarf. 1764/1765 übernahm Carl von Gontard (1731–1791, geadelt 1767) das Projekt. Nach seinem Entwurf wurden ab 1767 auch die beiden Torhäuser errichtet.⁽²⁾

Abb. 1: Ansicht von Norden aus: das Neues Palais (li.), die beiden Communs (re.), das Nordtorgebäude (re. im Vordergrund) – Johann David Schleuen (um 1770).

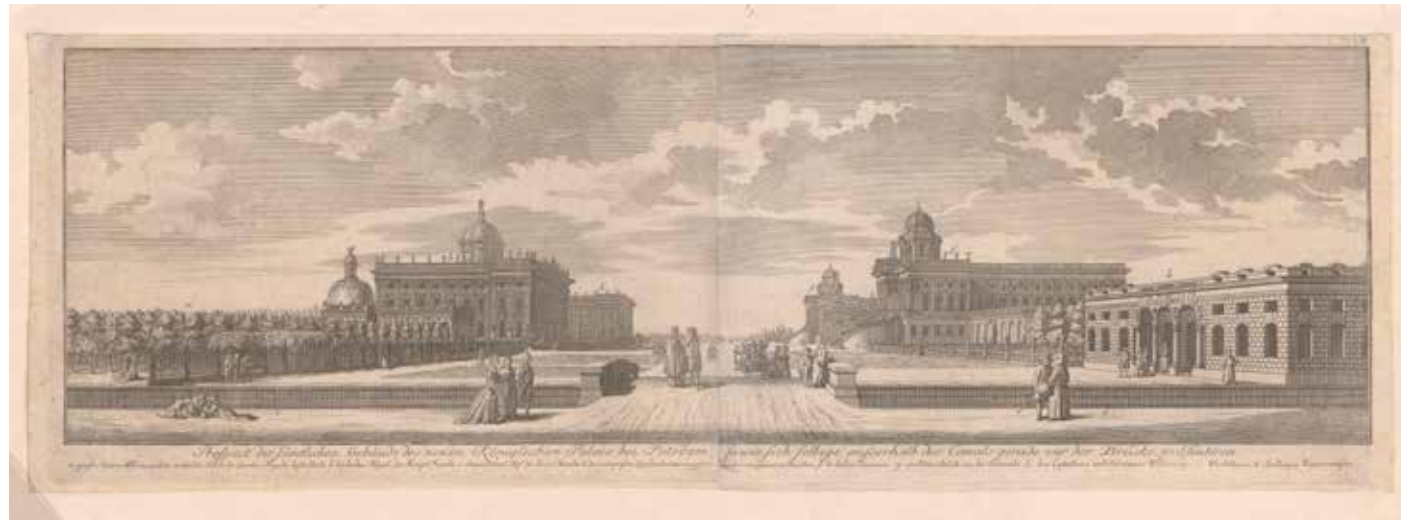


Abb. 2: Nordtorgebäude, Ansicht von Nordost (Ausschnitt). Das Dach ist hier durch die geschwungene Attika verdeckt – Johann David Schleuen (um 1770).

DIE FASSADENGESTALTUNG

Die Ansichten des Nordtorgebäudes sind – abgesehen vom Dachbereich – seit seiner Errichtung weitgehend unverändert [ABB. 2 UND 3](#). Hohe Rundbogenfenster des Erdgeschosses und eine Rustizierung der Fassade prägen die Architektur. Hinter einer markanten Attika verbarg sich ein zum Innenhof abfallendes Pultdach. In die Attika integriert waren als Blindfenster ausgeführte, wellenartig von einem Abschlussprofil umzogene Oculi (Rundfenster).

Bereits nach rund 20 Jahren wurde 1787 die ungewöhnliche »Gebäudebekrönung« verändert und ein nach außen hin sichtbares Dach aufgebracht. Die zuvor bestehende flache Dachneigung stellte offensichtlich ein nicht lösbares bautechnisches Problem dar. Mit zahlreichen Reparaturen hatte man bis dahin versucht, das Gebäude vor Wassereintrag zu schützen. So problematisch die Situation auch war – offensichtlich durften zu Zeiten Friedrichs des Großen die Ansichten nicht verändert werden. Das galt im Park Sanssouci nicht nur für das Nordtor- und das Südtorgebäude, sondern auch für die Küche am Chinesischen Haus⁽³⁾, wo ebenfalls eine ungewöhnliche Dachlandschaft 1787, also erst nach dem Ableben des Königs, vollständig verändert wurde.

Das Gebäude besteht aus einem hohen Erdgeschoss und einem Mezzaningeschoss. Es ist also überwiegend zweigeschossig, aber nicht durchgehend. Von außen betrachtet ist der Bereich mit der Loggia genauso hoch wie die zweigeschossigen Bereiche. Steht man im Innenhof, sieht man aber nur einen eingeschossigen Bau, da das Dach weit hinuntergezogen ist [\(ABB. 4\)](#). Die Hoffassaden wiederum weichen in der Gestaltung von der Außenansicht ab. Sie waren mit einem Schlämplputz versehen, der nur so dünn aufgezogen worden war, dass die Ziegelstruktur noch durchscheinen konnte. Bereits im 19. Jahrhundert dürfte ein Glattputz verwendet worden sein, dessen Farbton auch nicht mehr das rötliche Gelb der Bauzeit war, sondern ein reiner Gelbton.

DIE GRUNDRISSSE DER BEIDEN TORGEBÄUDE

Die beiden Torhäuser waren zur Zeit ihrer Errichtung 1769 baugleich, und zwar sowohl in ihrer architektonischen Gestaltung als auch in der Grunddisposition. Ein längsrechteckiger Innenhof wird an seinen beiden Längsseiten von zweigeschossigen Flügeln, zum Neuen Palais hin mit einem eingeschossigen Flügel und zur gegenüberliegenden



Abb. 3: Nordtorgebäude mit dem 1787 errichteten Dach (Ansicht von Osten, um 1911).



Abb. 4: Blick in den Innenhof auf den zweigeschossigen Nordflügel und den eingeschossigen Flügel nach Osten (2011).



Abb. 5: Grundriss Nordtorgebäude, Erdgeschoss, um 1770 (Ausschnitt, bearbeitet)

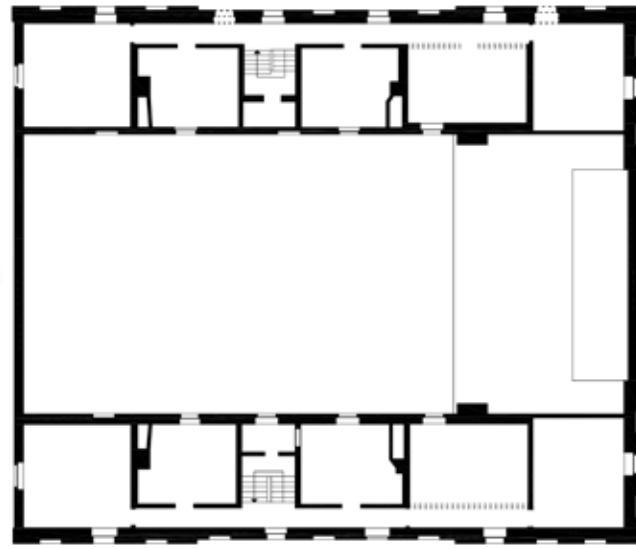


Abb. 6: Grundriss Nordtorgebäude, Obergeschoss, um 1770 (Ausschnitt).

Schmalseite mit einer hohen Mauer abgeschlossen. In der Aufteilung der Räume im Erdgeschoss unterschieden sich allerdings beide Torhäuser. Im Nordtorgebäude wurden die Räume in den Seitenflügeln durch Flure erschlossen und es war nicht wie im Südtorgebäude jeder Raum einzeln vom Innenhof aus zugänglich. Auch die Lage der Treppenaufgänge in das Obergeschoss des Nordflügels wie auch des Südflügels wich von der im Südtorgebäude ab. Im Grundriss des Obergeschosses beider Gebäude gab es, abgesehen von der Anordnung der Treppen, eine grundsätzliche Übereinstimmung.⁽⁴⁾

ZUR NUTZUNG DES NORDTORGEBÄUDES – HOFGÄRTNER UND KASTELLAN

Im Nordtorgebäude gab es zwei Wohnbereiche: einen für den Hofgärtner und einen für den Kastellan. Zwischen dem Kastellans- und dem Hofgärtnerbereich gab es eine konsequente Trennung. Die Räume des Kastellans befanden sich im Südflügel (südliche Längsseite) und die des Hofgärtners im Nordflügel (nördliche Längsseite). Beide hatten jeweils von der Loggia aus einen direkten Zugang in ihre Dienstzimmer.

Südflügel: Der Kastellan

Die Wohnung des Kastellans im Südflügel schloss sich an das Dienstzimmer an. Die nicht vom Kastellan genutzten Räume wurden Personen als Wohnraum zur Verfügung gestellt, die in den Schlossbetrieb eingebunden waren. Beispielsweise ist in den Akten eine Nachtwächterstube benannt, von der anzunehmen ist, dass sie sich im Kastellanflügel befunden haben wird.⁽⁵⁾

Die Aufgabe eines Kastellans war es, sich um die Gebäude des gesamten Bereichs zu kümmern und deren herrschaftliche Nutzung zu organisieren. Er kümmerte sich darum, dass alle Möbel an der entsprechenden Stelle standen, auch wenn sie zwischenzeitlich in anderen Schlössern gebraucht worden waren. Er sorgte dafür, dass allen Gästen eine angemessene Ausstattung zur Verfügung stand, dass die Räume bei Bedarf ausreichend geheizt waren und vieles andere mehr. Außerdem führte er die Inventare, die in Abständen neu erfasst wurden. Darin notierte er die jeweiligen Zu- und Abgänge einzelner Ausstattungsstücke, um stets einen Überblick zu haben, wo sich welches Stück befand. Von großer Bedeutung war seine Aufgabe, mögliche Schäden an den Gebäuden und an der Ausstattung zu erfassen, um sie zu registrieren und mit seinen Kenntnissen gegebenenfalls eine Reparaturbedürftigkeit einzuschätzen und zu melden, so dass Reparaturen oder Instandsetzungen rechtzeitig ausgeführt werden konnten.

Die Tätigkeitsschwerpunkte des Kastellans waren abhängig von der Intensität der Nutzung des Neuen Palais. Die Gästeappartements wurden unter Friedrich dem Großen intensiv genutzt.⁽⁶⁾ Unter seinem Nachfolger, Friedrich Wilhelm II., wurde ihr Gebrauch anlässlich von Besuchen und Festen fast vollständig eingestellt. Erst unter Friedrich Wilhelm III. wurde das Neue Palais für Veranstaltungen wieder mehr genutzt. Höhepunkt dieser Art Veranstaltungen bildete das Fest zum Geburtstag Alexandra Feodorownas,⁽⁷⁾ der ältesten Tochter von Friedrich Wilhelm III. und Königin Luise. Das Fest stand unter der Überschrift »Der Zauber der weißen Rose«. Es wurde mit einem Carroussel im Ehrenhof, einer Aufführung im Schlosstheater und einem Ball im Grottensaal begangen.⁽⁸⁾ Auch anlässlich einer solchen Veranstaltung hatte der Kastellan Sorge zu tragen, dass in den Räumlichkeiten alles entsprechend vorbereitet war.

Die Aufgaben eines Kastellans können beschrieben werden, die einzelnen Kastellane, ihre Persönlichkeit und ihr Leben, bleiben dagegen im Dunklen. Selbst die Ermittlung der Vornamen ist schwierig und blieb

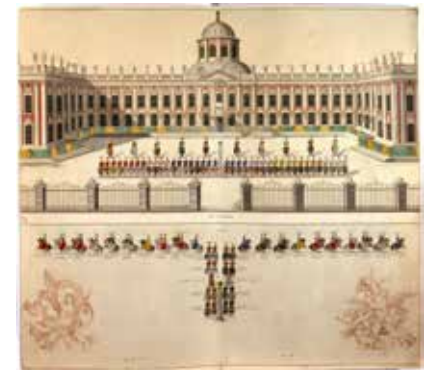


Abb. 7: Das Fest »Zauber der weißen Rose« am Neuen Palais – Emil Pracht und C.C. Böhme (1829).

bislang erfolglos. Der erste bekannte Kastellan hieß Reichenbach (ab 1789 nachweisbar, bis 1848). Bis 1862 sind die Namen unbekannt. Dann wohnten im Südflügel des Nordtorgebäudes die Kastellane Immelmann (1862 bis 1871) und Staar (1872 bis 1884). 1884 wurde die Kastellan-wohnung vom Nordtorgebäude in das Südtorgebäude verlegt. Der Südflügel des Nordtorgebäudes diente anschließend als Telegrafenzimmer, kronprinzliche Weißzeugkammer, Wäsche- und Rollraum, Raum »für schmutzige Wäsche« und Arbeitsleute des Kronprinzen.

Nordflügel: Der Hofgärtner

Auf der anderen Seite des Nordtorgebäudes, im Nordflügel, befand sich der Wohn- und Arbeitsbereich des Hofgärtners. Seine Wohnräume im Erdgeschoss lagen unmittelbar neben seinem Dienstzimmer. Die anschließenden Räume wurden von den Gartengehilfen genutzt. Aber auch die Räume des Obergeschosses dienten auf dieser Seite der Unterbringung von Gartengehilfen. [\(ABB. 6 UND 7\)](#)

Auf dem Gelände des heutigen Mensagebäudes der Universität Potsdam entwickelte sich eine Gärtnerei, und zwischen Gärtnerei und Nordtorgebäude gab es eine Orangerie von beachtlicher Größe. So war die Konzentration des Hofgärtners und eines Teils seines Personals für die Pflege und den Unterhalt des Gartenbereichs am Neuen Palais von großer Bedeutung. Durch die unmittelbare Nähe von Wohn- und Arbeitsbereich konnte schnell auf Wettergegebenheiten reagiert und eine Kontinuität beim Heizen der Orangerie gewährleistet werden. Denn wäre die Pflege der wertvollen Pflanzen auch nur kurze Zeit vernachlässigt worden, so hätte dies zu dauerhaften Schäden und schnell auch zum Verlust wertvoller Pflanzen führen können. Ab 1789 wird der Hofgärtner Heinrich Christian Eckstein (1719–1796) namentlich benannt. Anzunehmen ist, dass er bereits mit Fertigstellung des Gebäudes eingezogen war. Durch seine Hand ging die gärtnerische Erstgestaltung des Ensembles am Neuen Palais nach dessen Errichtung. Sein Nachfolger und damit auch Bewohner der Räume im Nordtorgebäude war von 1795 bis 1812 Johann Wilhelm Busch (1746–1812). Zwischen 1812 und 1824 war es Friedrich Nietner (1766–1824) und ab 1824 bis 1864 Carl Fintelmann (1794–1866), die hier wohnten und arbeiteten. Da bereits 1860 Emil Sello (1816–1893) in das Nordtorgebäude einzog, bleibt für die Übergangszeit offen, wer welche Räume bewohnte. 1878 zog Emil Sello vom Nordtorgebäude in das Gärtnerhaus der Römischen

Bäder. Die Räume im Nordtorgebäude wurden dann vom Obergärtner Heinrich Bünger (1835–1909) bewohnt.

Emil Sello ist als historische Persönlichkeit durch die Quellen besonders gut belegt. Er war ab 1864 für das Parkrevier am Neuen Palais zuständig und der Kronprinz Friedrich Wilhelm notierte am 27. Mai des Jahres in seinem Tagebuch: »Der neue Hofgärtner ist sehr willig und eifrig, wie gewöhnlich neue Besen tun [...]«⁽⁹⁾ Das Kronprinzenpaar bewohnte ab 1859 während der Sommerzeit den Nordflügel des Neuen Palais und so galt das besondere Interesse der Kronprinzessin Victoria, der ältesten Tochter der britischen Königin Victoria I., der Verschönerung der Umgebung des Neuen Palais. Aufgrund der engen Zusammenarbeit entwickelte sich ein sehr herzliches Verhältnis zwischen dem Kronprinzenpaar und dem Hofgärtner Sello und seiner Familie. »Das Kronprinzenpaar erschien oft bei Emil und Johanna Sello zum Tee. Der Diener der Sellos schenkte ein.«⁽¹⁰⁾ Die farbige Ausstattung der Wohnräume von Sello ist in den vorhandenen Quellen heute nicht mehr nachzuvollziehen. Betrachtet man aber einen der Fassungsbeefunde aus den hinteren Räumen des Nordflügels, so kann für die Wohnräume des Hofgärtners Sello von einer sehr reichen Gestaltung ausgegangen werden.

Die Hofgärtner erhielten neben ihrem Gehalt und einer Dienstwohnung auch Brennholz, Flächen für den eigenen Obst- und Gemüseanbau sowie die Erlaubnis zur eigenen Tierhaltung und Vermarktung.⁽¹¹⁾ Am 1. Oktober 1876 mussten die Hofgärtner die Haltung von Kühen aufgeben. Von Emil Sello liegen mehrere Schreiben vor,⁽¹²⁾ in denen es um eine Entschädigung für die aufgegebene Viehwirtschaft geht, und er führte dabei an, dass sein Vorgänger Fintelmann mindestens sechs Kühe halten durfte. Das Nordtorgebäude wurde durch die Rolle seiner Bewohner »geadelt«. Das änderte sich um 1880, nachdem Hofgärtner Emil Sello 1878 in das Gärtnerhaus der Römischen Bäder umgezogen und die Wohnung des Kastellans 1884 in das Südtorgebäude verlegt worden war. Von da an dienten die Räume des Nordtorgebäudes lediglich für einfachere Dienstaufgaben, aber immer noch überwiegend als Wohnraum. Der Südflügel blieb dem Dienstbereich des Schlossbetriebs vorbehalten, der Nordflügel wurde weiterhin von der Gartenintendantur genutzt.



Abb. 8: Emil Sello 1873, als er im Nordtorgebäude wohnte.



Abb. 9: Fassungsbeefund (2017) im Raum westlich des Treppenaufgangs im Erdgeschoss des Nordflügels. Hoher Fries mit verschlungenen Blattranken.

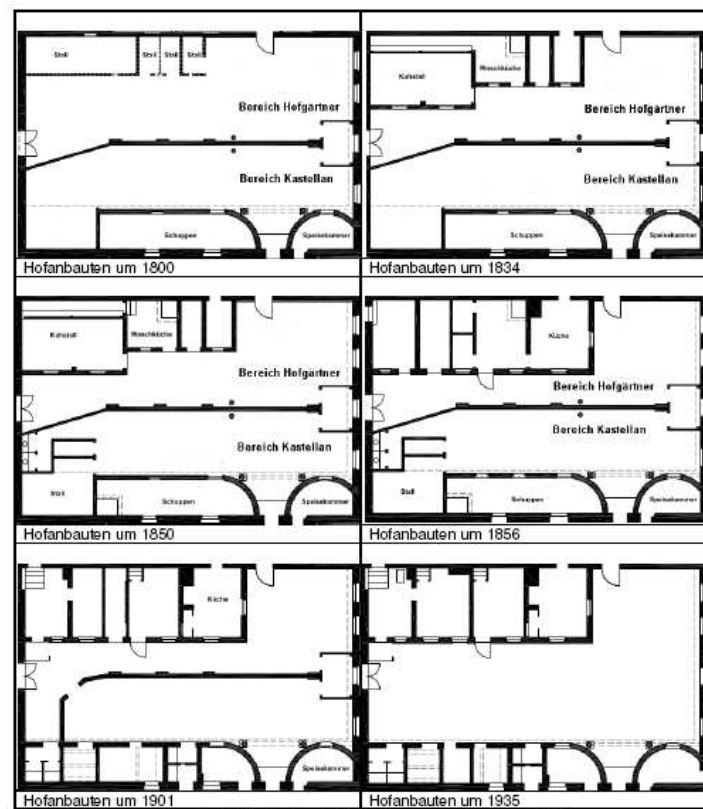


Abb. 10: Rekonstruktion der Hofanbauten.

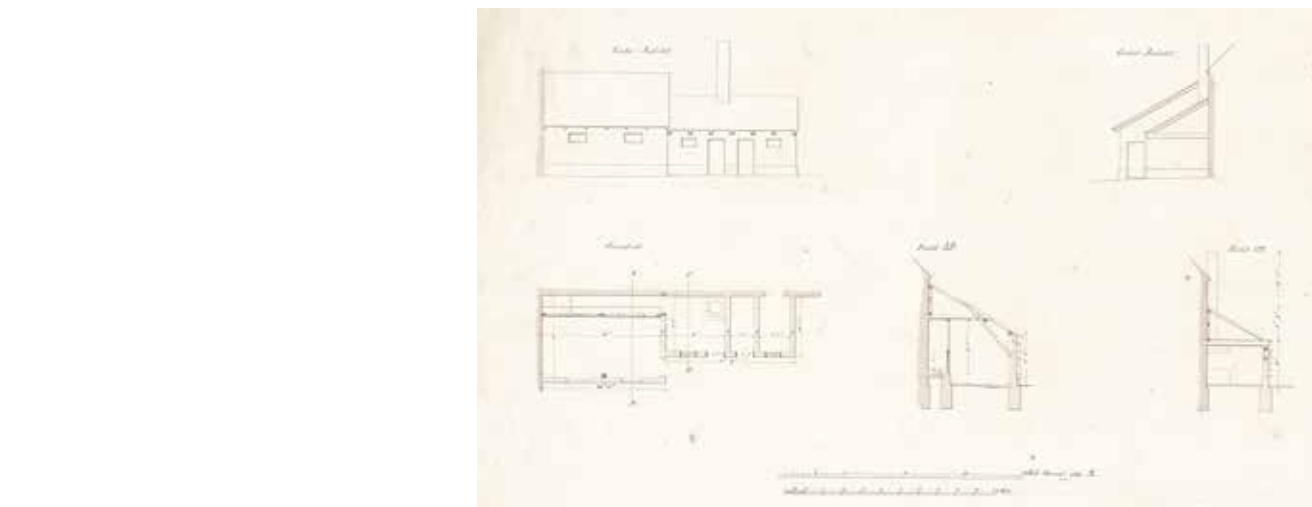


Abb. 11: Anbauten am Nordflügel – Ludwig Persius (1834).

DIE HOFANBAUTEN

Während die Anordnung der Räume im Nordtorgebäude seit der Erbauungszeit nahezu unverändert blieb, entstanden im Hof Anbauten, die mehrfach den Bedürfnissen angepasst wurden. Zur Zeit der Fertigstellung des Nordtorgebäudes 1769 sind Hofanbauten noch nicht nachweisbar, und es ist anzunehmen, dass es sie auch nicht gegeben hat. Später entstanden Anbauten mit Nebenräumen, wie Ställen, Schuppen, Speisekammern, Aborten und ähnlichen Räumen, die mehrfach den Bedürfnissen der Nutzer angepasst wurden.⁽¹³⁾

Ungewöhnlich ist die Errichtung einer Mauer, die bereits seit etwa 1800 nachweisbar ist. Durch sie entstanden zwei abgetrennte Hofbereiche, einer für den Hofgärtner und einer für den Kastellan. Zu vermuten ist, dass sich der Kastellan Reichenbach und der Hofgärtner Eckstein bzw. sein Nachfolger Busch nicht besonders gut verstanden. In den Akten ist kein Anlass für den Bau der Mauer benannt. Möglicherweise ging es auch nur um die Abgrenzung von Zuständigkeitsfragen für Instandsetzungen, Reinigung und ähnliches. Beide Bereiche wurden völlig unabhängig voneinander genutzt. Die Trennung ging sogar so weit, dass jeder Bereich eine eigene Pumpe hatte.⁽¹⁴⁾ Die Mauer wurde nach einer langen Standzeit erst 1938 abgetragen.⁽¹⁵⁾

Bereits um 1800 gab es im Bereich des Hofgärtners verschiedene kleine Stallungen für Nutztiere. Der Futtergang war über die danebenliegende Wasch-/Futterküche erreichbar. Diese Art der baulichen Anordnung ist heute noch in den Römischen Bädern im Park Sanssouci seit 1832 erhalten. Da nur der Hofgärtner die Erlaubnis zur Haltung und Vermarktung von Kühen hatte, entwickelte sich der Kuhstall zu einer beachtlichen Größe. Ein Kastellan hatte diese Erlaubnis nicht. So gab es auf der Kastellansseite zunächst auch keinen Stallraum und ab ca. 1850 nur einen kleinen Stall zur Eigennutzung.

DIE BEBAUUNG ZWISCHEN NORDTORGEBÄUDE UND ORANGERIE

Auch zwischen dem Nordtorgebäude und der Orangerie entstanden wahrscheinlich schon sehr frühzeitig schuppenartige Anbauten. Es ist anzunehmen, dass sich hier ein Abort für die Nutzer des Hauses befunden hat.

Ein erstes festes Gebäude dürfte um 1850 Bestand gehabt haben, in dem es dann einen Abort und Stallräume gab. Die anderen Räume könnten zu Lagerzwecken genutzt worden sein und auch der eine oder

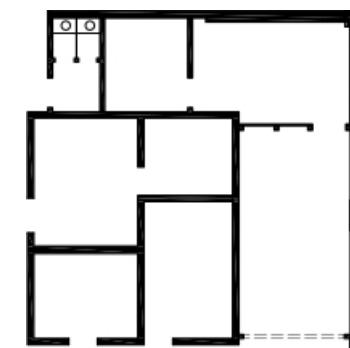


Abb. 12: Anbau zwischen Nordtorgebäude und Orangerie, Grundriss (um 1850).

andere Wohnraum ist nicht auszuschließen. Ansichten sind aus dieser Phase nicht bekannt.

Verlässlichere Angaben zur Nutzung finden sich für die Zeit um 1871. Die Grundfläche des Anbaus blieb annähernd gleich, so dass davon ausgegangen werden kann, dass vorhandene Bausubstanz zumindest in Teilen weiter verwendet wurde. Die Raumaufteilung im Inneren wurde stark verändert und eine Treppe eingefügt, was für ein Obergeschoss spricht, das es vorher nicht gab.

Die Architektur dieses Anbaus war nach Süden als Stallgebäude zu erkennen. Die beiden großen Tore deuten aber darauf hin, dass es zu Zeiten seiner Errichtung hier Wagenremisen gegeben hat bzw. dass die dahinter liegenden Räume für eine solche Nutzung vorgesehen waren. Zwischen dem Anbau und der Orangerie gab es einen deutlichen Abstand, und die Orangerie war weiterhin ein freistehendes Einzelgebäude. Die Nordansicht (Abb. 14) zeigt, dass sich im Dachraum mindestens ein Wohnraum befand.



Das änderte sich mit dem Umbau 1934/1935. Unter Einbeziehung des Bestandsbaus fertigte der Regierungsbaumeister Karl Rechholtz (1879–1963), der in der Hochbauabteilung der Regierung Potsdam die Gesamtleitung des Schlossbauamtes innehatte, die Pläne. Für Stallungen gab es keinen Bedarf mehr. Die vielgestaltige Dachlandschaft auf der Nordseite wurde zurückgebaut und als durchgehendes Satteldach mit Schiefer-

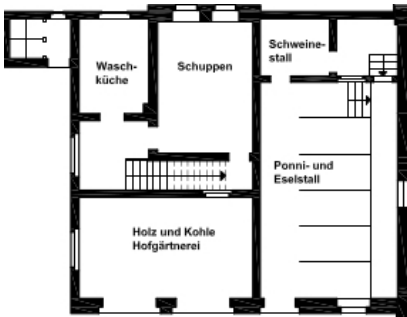


Abb. 13: Anbau zwischen Nordtorgebäude und Orangerie, Grundriss (1871).

Abb. 14: Anbau zwischen Nordtorgebäude und Orangerie, Ansicht von Norden (um 1920).

Abb. 15: Anbau zwischen Nordtorgebäude und Orangerie, Ansicht von Süden (um 1920).

eindeckung bis an die Orangerie herangeführt. Das Obergeschoss war von da an nur noch ein nicht ausgebauter Dachraum, ohne konkrete Nutzung. Im Erdgeschoss entstanden Aufenthaltsräume für Gärtner, ein Sanitärraum und ein Lagerraum. Die Architektur des Verbindungsbaus wird bis heute wesentlich durch den Umbau von Rechholtz geprägt.

- 1 Zur Händescheidung siehe: Horst Drescher / Sibylle Badstübner-Gröger, Das Neue Palais bei Potsdam, Akademie-Verlag 1991.
- 2 Drescher [Anm. 1], 144.
- 3 Volker Maiworm, Potsdam, Park Sanssouci, Das Küchengebäude am Chinesischen Haus, Baudokumentation und Bauforschung, Masterarbeit im Masterstudium Denkmalpflege der TU-Berlin, 2014 (nicht publiziert).
- 4 Winterfuchs Bauforschung GbR, Raumbuch und Ergänzende Analyse und Datierung historischer Bausubstanz, Berlin 2015.
- 5 Stiftung Preußische Schlösser und Gärten (SPSG), Hist. Akten Nr. 329, Bau-Generalia, 1854«, fol. 26r.
- 6 Vgl. Jörg Kirschstein, Das Neue Palais in Potsdam, be.bra.verlag 2017, 11–15.
- 7 Prinzessin Charlotte von Preußen, nahm mit der Heirat des späteren Zaren Nikolaus I. und dem Übertritt zur russisch-orthodoxen Kirche den Namen Alexandra Feodorowna an.
- 8 Kirschstein [Anm. 6], 19–21.
- 9 Jörg Wacker, Die Gartenanlagen vor dem Neuen Palais, in: Potsdamer Schlösser und Gärten. Bau- und Gartenkunst vom 17. bis 20. Jahrhundert, Hrsg. Stiftung Preußische Schlösser und Gärten Berlin-Brandenburg, 1993, 268.
- 10 Clemens Alexander Wimmer, Kaiserin Friedrich und die Gartenkunst, in: Mitteilungen der Studiengemeinschaft Sanssouci, 3.Jg., Heft 2, 1998, 7.
- 11 Vgl. auch Clemens Alexander Wimmer, Zwischen Hofhandwerk und Zunft. Zur sozialen Stellung der Hofgärtner, in: Preußisch Grün, Hrsg. Stiftung Preußische Schlösser und Gärten Berlin-Brandenburg, 2004, 130–133.
- 12 SPSG, Archiv, Nachlass Emil Sello, Akten Nr. 763/60, o. fol.
- 13 Winterfuchs Bauforschung GbR [Anm. 4]
- 14 SPSG, Hist. Inv. Nr. 408, Inventar Neues Palais Vol. V. Die zu dem Neuen Palais gehörenden verschiedenen Gebäude No. 358–367« fol. 12.
- 15 BLHA I HA Br. Pr. Rep. 27 A I Hb Pdm Nr. 82, 23ff. – vgl. auch Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz (GStA) I.HA Rep.36 Nr. 3393, fol. 14.

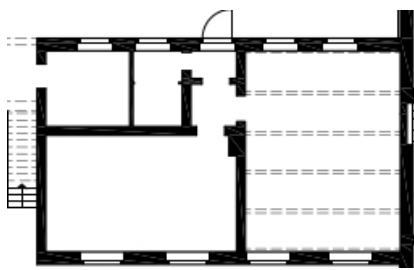
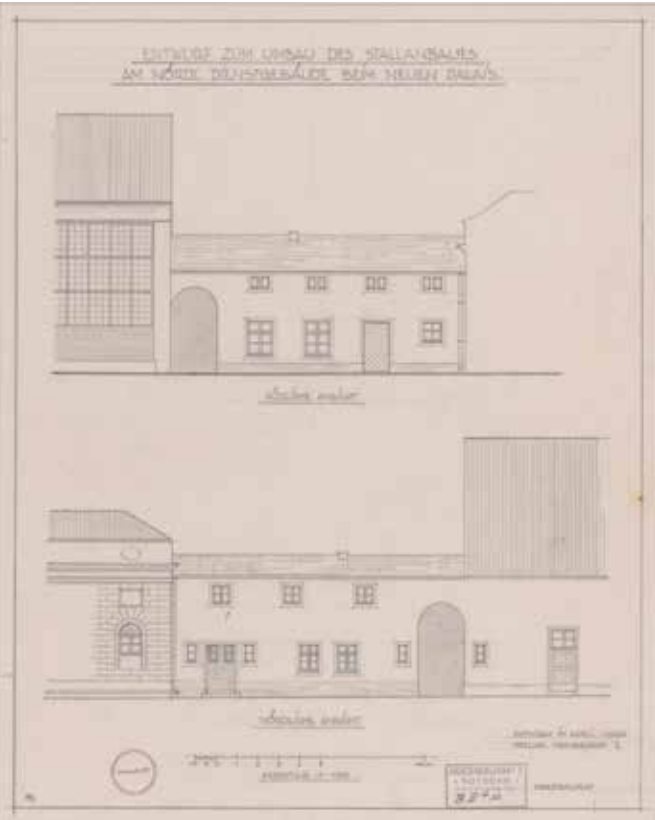


Abb. 16: Anbau zwischen Nordtorgebäude und Orangerie (1934/1935).

Abb. 17: Hofgärtnerhaus, Entwurf zum Umbau des Stallanbaues, südliche und nördliche Ansicht (1934).



HARTMUT BOMHOFF

BRESLAU – BERLIN – KÜHLUNGSBORN: EINE RÜCKBLENDE

BRESLAU

Wagen wir die Rückblende. Am 10. August 1854 gelang es in Breslau, dem neuen »Jüdisch-Theologischen Seminar Fränckel'scher Stiftung« eine Heimat zu bereiten: als »Warte des Glaubens und Stätte der Wissenschaft«.⁽¹⁾ Eine testamentarische Verfügung des 1846 verstorbenen Königlichen Kommerzienrats *Jonas Fränckel* hatte es dem Kuratorium ermöglicht, für 2.700 Taler ein stattliches Haus in der Wallstraße zu erwerben: »Nach langem mühevolem Suchen und unter bedeutenden Opfern haben wir gestern für das Seminar ein prachtvolles großes Haus, Place de Repos genannt, dessen eine Front nach der Wallstraße, die andere nach dem schönen round point unserer Promenade sieht und von einem herrlichen Garten umschlossen wird, erworben ... Das Haus hat nur schöne und große Zimmer, zweifenstrige und dreifenstrige, 10 Fenster Front, 8 Zimmer und 2 Küchen in jeder Etage, Erdgeschoss und drei Stock hoch. Wir wollen im Erdgeschoss nur Lehrzimmer, im ersten Stock Direktorial-Zimmer und Wohnung, im zweiten einen großen Saal, Bibliothek u. s. w., im dritten Stock zwei Lehrer-Wohnungen machen, die, obwohl hoch, doch reizende Zimmer haben. Dann bleiben noch vier Zimmer unterm Dach zur Verfügung.«⁽²⁾ Die Errichtung einer eigentlichen jüdisch-theologischen Fakultät war dabei von den Kuratoren nicht vorgesehen, eher eine »kleinere, dem religiösen Lokalbedürfnisse entsprechende [...] Anstalt – eine Art zeitgemäßes Beit ha-Midrash in etwas modernem und kultivierterem Style«.⁽³⁾

Rabbiner Leo Baeck (1873–1956), der in Breslau studiert hatte, erinnerte sich »voll dankbarer Wehmut an die theologische Atmosphäre in dem alten Hause in seinen Hörsälen und in seiner Synagoge, auf seinen Treppen auch und in seinen Wohnungen, an die theologische Luft in dem alten Garten hinter dem Hause, oft gleichsam, wenn es so gesagt werden darf, dem ›Garten Epikurs‹ und ›der Epikureer‹«. ⁽⁴⁾ Das Rabbi-



Abb. 1: Gebäude des Jüdisch-Theologischen Seminars in Breslau (1904).

ner- und Lehrerseminar, das von 1931 an für kurze Zeit den Zusatztitel »Hochschule für jüdische Theologie« führte, wurde im November 1938 von den Nationalsozialisten geschlossen. Die Überreste des Seminargebäudes wurden in den 1960er-Jahren abgerissen. Heute weist am Rande eines provisorischen Parkplatzes im früheren Garten eine Gedenktafel darauf hin, dass sich hier in der Wallstraße 1b (Pawła Włodkowica 14–18) die weltweit erste akademische Ausbildungsstätte für Rabbiner befand. Das *Zacharias Frankel College* an der Universität Potsdam steht in der Tradition dieses Breslauer Seminars.

BERLIN

Als am 8. Mai 1872 dank des Engagements von *Moritz Lazarus* und eines Legats von Bankier *Moritz Meyer* die »Hochschule für die Wissenschaft des Judentums« in Berlin eröffnet wurde, geschah dies in gemieteten Räumen. »Zu keiner Zeit war die Hochschule auf Rosen gebettet«, schrieb Ernst Gottfried Lowenthal anlässlich des 100. Jahrestages 1972, dreißig Jahre nach ihrer erzwungenen Schließung durch die Nationalsozialisten.⁽⁵⁾ Die Hochschule, die zwischenzeitlich den Namen »Lehranstalt« tragen musste, war 1872 bis 1875 im Haus An der Spandauer Brücke 8 untergekommen, dann im Quergebäude des Hauses des 1815 gegründeten Brüdervereins Unter den Linden 4 a und von 1892 an im Seitenflügel der Gemeindesynagoge in der Lindenstraße 48/52 in Kreuzberg.⁽⁶⁾ Erst von 1907 an besaß die Hochschule ihr eigenes Haus, errichtet auf einem ihr 1894 vom Rittergutsbesitzer *Nathan Bernstein* geschenktem Grundstück in der Artilleriestraße 14 im damaligen Bezirk N 24, der heutigen Tucholskystraße 9.

Die Unabhängigkeit, die die Hochschule jenseits staatlicher Trägerschaft behaupten musste, ging mit einer äußerst schmalen Existenzbasis einher. Alle Mittel mussten durch freiwillige Beiträge aufgebracht werden; die Hochschule verzichtete auf Studiengebühren und wurde von einem Verein getragen. »Dass auch zu der Verwirklichung der idealsten Dinge Geld und wiederum Geld gehört, das ist eine alte Klage«, schrieb Professor Ludwig Geiger 1907.⁽⁷⁾ Der dreistöckige Neubau der Architekten Höniger und Sedelmeier, der am 22. Oktober 1907 in der Artilleriestraße 14 (heute Sitz des Zentralrats der Juden in Deutschland in der Tucholskystraße) bezogen wurde, umfasste zwei Auditorien und einen Saal für öffentliche Veranstaltungen mit bis zu 200 Plätzen, ein Seminar-, ein Konferenz- und ein Lehrerzimmer sowie Bibliotheksräume



Abb. 2 und Abb. 3: Gebäude der Hochschule für die Wissenschaft des Judentums in Berlin (1935) – heute als »Leo-Baeck-Haus« Sitz des Zentralrats der Juden in Deutschland in der Tucholskystraße 9.

mit Lesesaal, Verwaltungs- und Ausleihzimmer und einem Büchermagazin. Über dem Haupteingang befand sich die Inschrift, die die Bestimmung des Hauses anzeigte: »Der Wissenschaft des Judentums«.

Ein Jahr zuvor hatte es noch an Mitteln zur Vollendung des Baus gefehlt: »Trotz der Zuwendungen, die wir im vergangenen Berichtsjahre erhalten haben, und unter Berücksichtigung des Eingangs des laufenden Jahres fehlen uns noch etwa 70.000 Mark für die Fertigstellung des Gebäudes. An alle Freunde und Gönner unserer Lehranstalt ergeht daher von neuem die herzlichste Bitte, uns weitere Mittel zuzuführen, damit wir den begonnenen Bau würdig beenden können«, hieß es im Jahresbericht für 1906.⁽⁸⁾ Für den Baufonds waren bis zum 31. Dezember 1907 196.500 Mark an Spenden eingegangen.⁽⁹⁾

Am 30. Juni 1942 musste der Lehrbetrieb eingestellt werden, der zuletzt schon gar nicht mehr im eigenen Haus stattfinden durfte: Die Lehranstalt wechselte zunächst Ende 1941 in die Meinekestraße 10 in Wilmersdorf über und kam schließlich im Gebäude des bereits 1938 geschlossenen Hildesheimerschen Rabbinerseminars in der Artilleriestraße 31 unter. Der Unterricht war noch bis zum 19. Juni 1942 gestattet. Im November 1942 war die Schließung der Lehranstalt beendet; die Bibliothek wurde vom Reichssicherheitshauptamt konfisziert.⁽¹⁰⁾ Nach dem Zweiten Weltkrieg nutzte die Charité das Gebäude in der Artilleriestraße 14 als Wohnhaus. Anfang der 1990er-Jahre wurde es an die *Jewish Claims Conference* übertragen, 1998 an den Zentralrat der Juden in Deutschland verkauft und am 19. April 1999 in *Leo-Baeck-Haus* umbenannt.

KÜHLUNGSBORN

Ähnlich wechselhaft, aber weit weniger bekannt ist die kurze Geschichte des Erholungsheims der Lehranstalt in Arendsee (seit 1938 Kühlungsborn) an der Ostsee. Die neo-barocke Villa Hausmann, 1912 für 2,5 Millionen Reichsmark als ein Hauptwerk des renommierten Architekten Alfred Krause fertiggestellt, war der Hochschule für die Wissenschaft des Judentums von *Margarete Hausmann* (1863–1929) zusammen mit weiteren Immobilien in Berlin vermacht und am 28. Juni 1931 als Erholungsheim der Hausmann-Stiftung eröffnet worden: als Haus für jüdische Akademiker, ihre Angehörigen und Witwen, das ab 1933 auch Familien offenstand, die ihren Haushalt hatten auflösen müssen. Das



Abb. 4: Villa Hausmann, Kühlungsborn (heute).

Erholungsheim hatte 1931 bereits 104 Gäste. Um möglichst viele Besucher unterbringen zu können (die »Akademische Gesellschaft Hausmann-Stiftung« zählte damals schon 136 Mitglieder) erwarb die Hochschule auch die dem 16 Morgen großen Park gegenüberliegende Villa Horn mit 40 neuzeitlich eingerichteten Zimmern; im Haupthaus befanden sich die Aufenthalts- und Gesellschaftsräume mit Blick aufs Meer.

Die Idylle währte nicht lange. »Das zur Stiftung gehörige Erholungsheim in Arendsee ist seit Ende 1935 behördlich geschlossen«, heißt es im Juni 1936 im Jahresbericht der Hochschule; das Anwesen war der »Goebbels-Stiftung für Bühnenschaffende in der Reichstheaterkammer« überlassen worden. 1945 soll die Villa von russischen Soldaten geplündert worden sein, 1946 wird das Sanatorium in der »Tentative List of Jewish Educational Institutions in Axis-Occupied Countries« der *Commission on European Jewish Cultural Reconstruction* erwähnt. Die Villa wird zunächst der Jüdischen Landesgemeinde Mecklenburg zugesprochen und ist 1949 dann Eigentum der Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken. In der DDR wird das Haus zum »Kurt-Bürger-Erholungsheim« des des DDR-Gewerkschaftsverbandes FDGB und für Werktätige umgebaut und 1972 mit der neuen Kühlungsborner Meerwasserschwimmhalle verbunden.

Seit der Wende sind die Bauschäden infolge von Leerstand und Vandalismus erheblich gestiegen. Dass die *Jewish Claims Conference* nach langen Querelen mit der Stadt Kühlungsborn das Objekt 2003 verkaufte, machte die Lage nicht besser: Wechselnde Investoren überließen die Villa dem Verfall. 2019 ist dieses das Ortsbild prägende Bauwerk in neue Hände übergegangen und soll 2025 wiedereröffnet werden. Seine umfangreiche Hausbibliothek ist aber seit Ende 1938 verloren.⁽¹¹⁾ Zerstörung, Verlust, Verfall: die Heimstätten der jüdischen Theologie in Breslau, Berlin und Kühlungsborn standen unter keinem guten Stern.

Das Europäische Zentrum für jüdische Gelehrsamkeit am Neuen Palais in Potsdam markiert einen Neubeginn: *Am Jisrael Chai*.

1 Programm zur Eröffnung des Jüdisch-theologischen Seminar zu Breslau »Fränckel'sche Stiftung«, Breslau 1854, 39.
2 Kurator Dr. Immanuel Levy an Joseph Lehmann am 14. April 1853, zit. nach: Markus Brann, Geschichte des Jüdisch-theologischen Seminars (Fraenckel'sche Stiftung) in Breslau: Festschrift zum fünfzigjährigen Jubiläum der Anstalt, Breslau 1904, 75.
3 Brann [Anm. 2], 21.
4 Zit. nach: Guido Kisch (Hg.), Das Breslauer Seminar. Jüdisch-Theologisches Seminar (Fraenckelscher Stiftung) in Breslau 1854–1938. Gedächtnisschrift, Tübingen 1963, 166.
5 E. G. Lowenthal, N 24, Artilleriestraße 14, Hochschule für die Wissenschaft des Judentums – Ein verhindertes Jubiläum, in: Mitteilungen des Vereins für die Geschichte Berlins. Jg. 68 (1972), 180–183, 181.
6 Ismar Elbogen und Johann Höniger, Lehranstalt für die Wissenschaft des Judentums. Festschrift zur Einweihung des eigenen Hauses. 22. Oktober 1907, Berlin 1907, 101.
7 Ludwig Geiger, Der Lehranstalt für Wissenschaft des Judentums – Gedanken und Wünsche, in: Ost und West, Jg. 7 (1907), H. 11 (November 1907), Sp. 689–694, 689.
8 25. Bericht der Lehranstalt für die Wissenschaft des Judentums in Berlin, Berlin 1907, 5.
9 26. Bericht der Lehranstalt für die Wissenschaft des Judentums in Berlin, Berlin 1908, 34
10 Vgl. Jörg H. Fehrs, Von der Heidereutergasse zum Roseneck. Jüdische Schulen in Berlin 1712–1942, Berlin 1993, 220.
11 Vgl. Hartmut Bomhoff, Vergessen: die Villa Hausmann in Kühlungsborn, in: Kescher. Hg. vom Abraham Geiger Kolleg, 8. Jg., Nr. 2 (Pessach 2011), 20–23.

GERD SCHURIG

ORANGERIE UND NORDTOR – AUS DER GESCHICHTE IHRER GARTENUMGEBUNG

DIE REGIERUNGSZEIT FRIEDRICHS II.

Mit dem Neuen Palais entstand in der Zeit König Friedrichs II. (1712–1786) nicht nur der größte Gebäudekomplex des Parks Sanssouci, sondern ebenfalls eine stattliche Gärtnerei als Zentrum eines eigenen Hofgärtnerreviers.

Ein Graben diente während des Baus am Neuen Palais [\(ABB. 1, NR. 6\)](#) zum Materialtransport und zur Entwässerung, der dann um eine Umgebungsfläche des Palais herumgeführt wurde.⁽¹⁾ In dem vom Wasser umflossenen etwa 35 Hektar große Bereich lagen außer dem Palais und den dazu gehörenden Wirtschaftsgebäuden auch der Gittersalon, das Heckentheater, Parterre und Heckengärten sowie der Freundschafts- und der Antikentempel im Rehgarten des friderizianischen Sanssouci. Am nördlichsten Rand innerhalb dieses Grabenrings, an der Mopke genannten Fläche [\(ABB. 1, NR. 8\)](#) zwischen dem Neuen Palais und den Communis, wurde ab 1767 das Nordtorgebäude (*Abb. 1, Nr. 5*) als Gärtner- und Kastellanswohnhaus errichtet. Ganz in der Nordwestecke kam 1768 ein Gebäude hinzu, das ursprünglich 48 Meter lang, 9,50 Meter tief und 6,60 Meter hoch war – die große Orangerie (*Abb. 1, Nr. 4*).

Schon um 1770 musste das Gebäude auf 66 Meter Länge vergrößert werden.⁽²⁾ An die Westseite wurde ein weiteres Segment angefügt, das wohl als besser beheizbares »Lazarett« für kränkelnde Pflanzen konzipiert war.⁽³⁾ Neben den Kanälen zur Beheizung⁽⁴⁾ der Orangerie (etwa ab 1770)⁽⁵⁾ dienten dafür auch Kachelöfen.

Südlich des Hauses gab es vor einem gemischten Baumhain [\(ABB. 1, NR. 7 OBEN\)](#) noch einen befestigten Platz, auf dem im Sommer kranke und Reservepflanzen aufgestellt werden konnten. Zum Wässern der Pflanzen wurden zwei Pumpenbrunnen gebohrt.



Abb. 1: Plan des Parks Sanssouci von 1772 (Friedrich Zacharias Salzmann). Auf dem genordneten Ausschnitt des Situationsplans ist die Gestaltung in der Umgebung des Nordtores und des Parterres beim Neuen Palais zu erkennen: 1 Niederungen Richtung Lindstedt, 2 Hopfenkrugallee, 3 Hopfengarten mit Hopfenkrug, 4 Orangerie, 5 Nordtorgebäude, 6 Palaisgraben, 7 Baumhaine, 8 Mopke-Fläche, 9 Rasenparterre mit Kübelpflanzen, 10 Kalte Treibmauern (Talutmauern), 11 Südtorgebäude.

Wie die Bezeichnung »Orangerie« sagt, war das Gebäude vorwiegend für die repräsentativen Zitrusfrüchte gedacht, die damals an keinem größeren Fürstenhof fehlen durften. Die ersten Orangeriepflanzen stammten aus dem Ankauf des vom Grafen Brühl nach seiner Flucht im Siebenjährigen Krieg zurückgelassenen Bestandes und vom Herzoglichen Garten in Dresden. Weitere Pflanzenbestände erwarb man in Zerbst, Dessau, Köthen und Hamburg.⁽⁶⁾ Die bald insgesamt 140 Orangeriepflanzen galten als die stärksten Stämme in Deutschland.

Über die Orangeriekultur Anfang der 1780er-Jahre wissen wir, dass man Verpflanzmaschinen verwendete. Als Zuschlagstoffe für die Orangerie wurden Lehm und Mist verwendet. Zum »nächtlichen Heitzen [und Beleuchten? – G. S.] des Königl. Orangerie Hauses« schaffte man Lichte an. Zum Befestigen der Pflanzen wurden Stangen und Taue genutzt. Wollte man die Pflanzenkübel aus dem Gebäude heraus- oder hineinfahren, wurden einzelne hölzerne Stiele der Fensterfront mit Stangen und Kloben ausgehebelt. Zum Transport dienten Wagen mit Walzen bzw. Rollenrädern zur besseren Druckverteilung.⁽⁷⁾

Das normale Personal des zuständigen Palaisreviers bestand anfänglich aus zwei Gesellen, einem Lehrling und etwa 10 Tagelöhnern. Das Ein- und Ausbringen der Kübelpflanzen dauerte ungefähr eine Woche. Dafür mussten immer ausreichend Arbeitskräfte zur Verfügung stehen. So wurde das Stammpersonal zum Beispiel 1770 um 40 Tagelöhner und einen Bauern aus dem benachbarten Bornstedt mit seinem Fuhrwerk verstärkt.⁽⁸⁾ Wie arbeitskräfteintensiv die ganze Aktion war, sieht man daran, dass sieben Jahre später, als nur 20 Tagelöhner zur Verfügung standen, sich das Ein- und Ausbringen auf drei Wochen ausdehnte. Man brachte die repräsentativsten Pflanzen zum Rasenparterre [\(ABB. 1, NR. 9\)](#) auf der anderen Seite des Neuen Palais. Dort standen dann je 16 der größten Pflanzen in weiß gestrichenen runden Kübeln mit einem Durchmesser von mehr als einem Meter parallel zum Hauptweg. Je 22 weitere Pflanzen fanden ihren Platz an den seitlichen Rundungen der Rasenspiegel.⁽⁹⁾ Belegt ist, dass sich unter den überwinterten Pflanzen auch Feigenbäume befanden,⁽¹⁰⁾ deren Platzierung jedoch nicht bekannt ist.

Der zu jener Zeit im Nordtorgebäude wohnende Hofgärtner Heinrich Christian Eckstein (1719–1796) hatte sich neben der Orangerie auch um



Abb. 2: Zwischen nördlichem Commun (li.) und Nordtorgebäude (re.) steht die frühe Orangerie (angeschnitten) mit ihrer schrägen Vorderfront und den zwei Reihen von je 62 leicht schräg gestellten Ober- und Unterfenstern und einem großen viertelkreisförmigen, hölzernen verschalten Sonnenfang als oberem Abschluss (Gemälde von Johann Friedrich Meyer, 1770, Ausschnitt).

die Gestaltung des neu entstehenden westlichen Sanssouci-Parks und des Rehgartens sowie um drei etwa 70 Meter lange, unbeheizte Treibmauern (ABB. 1, NR. 10) für Pfirsiche, Aprikosen und Wein westlich des Wachhauses am Südtor – dem heutigen Besucherzentrum des Neuen Palais (ABB. 1, NR. 11) – zu kümmern. Zwischen diesen Mauern, dem Graben, den Communs mit Kolonnade und der Orangerie lag ein gärtnerisch genutztes Areal für die Anzucht von Blumen, Stauden und Gehölzen zur Parkausgestaltung und zur Produktion von Obst, Gemüse und Kräutern für die königliche Küche, wie Spargel, Sellerie, Porree, Nelken, Blumenkohl, Wirsingkohl, Kohlrabi und Zwiebeln.⁽¹¹⁾

Räumlich und als Sichtschutz wurde diese Keimzelle der Palaisgärtnerei in Richtung Neues Palais zwischen den Gebäuden durch die zwei erwähnten, regelmäßig mit gemischten Baumarten bepflanzten Haine abgegrenzt (ABB. 1, NR. 7).⁽¹²⁾

Die nördliche Grenze des königlichen Areals bildete wieder eine hüft hohe Sandsteinmauer, hinter der der Palaisgraben verlief (ABB. 1, NR. 6). Der Graben war fast sieben Meter breit und einst beidseitig mit senkrechten Sandsteinplatten verkleidet, die als oberen Abschluss eine Wulstplatte besaßen (ABB. 3).⁽¹³⁾

Bereits 1767 waren Holzbrücken durch steinerne ersetzt worden. Eine erste größere Entschlammungs- und Entkrautungsaktion des nicht besonders schnell fließenden Grabens war schon 1779 erforderlich.⁽¹⁴⁾ Hinter dem Graben lagen damals weniger oder gar nicht gestaltete Flächen: links die feuchten Niederungen in Richtung Lindstedt und Eiche (ABB. 1, NR. 1), rechts ein noch privat betriebener Hopfengarten mit dem Hopfenkrug (ABB. 1, NR. 3), einer kleinen Schankwirtschaft, die bereits zur Zeit der Arbeiten am Neuen Palais zum leiblichen Wohl der Bauarbeiter beitrug. Einziges regelmäßiges Gestaltungsmittel stellte hier die dreihundert Meter lange sogenannte Hopfenkrugallee dar (ABB. 1, NR. 1), die die Querachse über die Mopke verlängerte. Sie war vierreihig und mit verschiedenen Baumarten bepflanz, wie Rotbuchen, Linden und Tannen.⁽¹⁵⁾



Abb. 3: Ein noch erhaltener Abschnitt beim Nordtor zeigt den ursprünglichen Ausbau des Palaisgrabens mit Sandsteinverkleidung, abschließender Wulstplatte und massiver aufgesetzter Mauer (2019).

DIE REGIERUNGSZEIT FRIEDRICH WILHELMS II.

Der Nachfolger Friedrichs II. wandte seine Gunst deutlich von Sanssouci ab. Friedrich Wilhelms II. (1744–1797) Interesse an der Pflege, Gestaltung und an Aufenthalt dort war relativ gering. Dagegen ist sein Interesse an der Erhaltung und Entwicklung auf dem Gebiet der Orangerie belegt.⁽¹⁶⁾ So wurden 1788 durch eine große Reparaturmaßnahme für das schon länger »unpraktische« Haus⁽¹⁷⁾ der innere Boden um 63 cm erhöht und neu gepflastert, fast das gesamte Mauerwerk und die Glasfronten ausgetauscht, das Dach gründlich erneuert und umgedeckt sowie die Öfen und Kanäle der Heizung auf aktuellen Stand gebracht.⁽¹⁸⁾

Der Bestand an Zitrusbäumen erhöhte sich,⁽¹⁹⁾ und der Hofgärtner konnte neben den Lieferungen an die königliche Küche jährlich noch bis zu 550 Pomeranzen und andere Zitrusfrüchte verkaufen. Minderwertigere Früchte sollten an den Hofkonditor in Berlin abgegeben und dadurch der Etat etwas aufgebessert werden.⁽²⁰⁾

Auf den in Alterspension gehenden Eckstein folgte 1795 Johann Wilhelm Busch (1746–1812) als Hofgärtner und Bewohner des Nordtorgebäudes. Aus seiner Hand ist ein Bestandsplan überliefert (ABB. 4).⁽²¹⁾ Er belegt vergleichsweise marginale Veränderungen in der Gestaltung der Umgebung seiner Wohnstätte um 1797.

Eine der auffälligeren Änderungen ist die Grabengestaltung. Alle Einfassungen des Grabens, auf denen nicht Mauern oder Gebäude standen, wurden im Interesse einer landschaftlicheren Wirkung »dossiert«, d.h. die senkrechten Sandsteinplatten samt dem dahinterliegenden Mauerwerk abgebrochen und stattdessen schräge Böschungen geschüttet, die mit Rasensoden besetzt waren.⁽²²⁾ Allein 1788 waren mindestens fünfzig Fuhren mit Sandsteinwulstplatten von hier zum Bauhof an der Havelbucht zu fahren. Sie wurden unter anderem für Fußwege in der Stadt weiter verwendet.⁽²³⁾

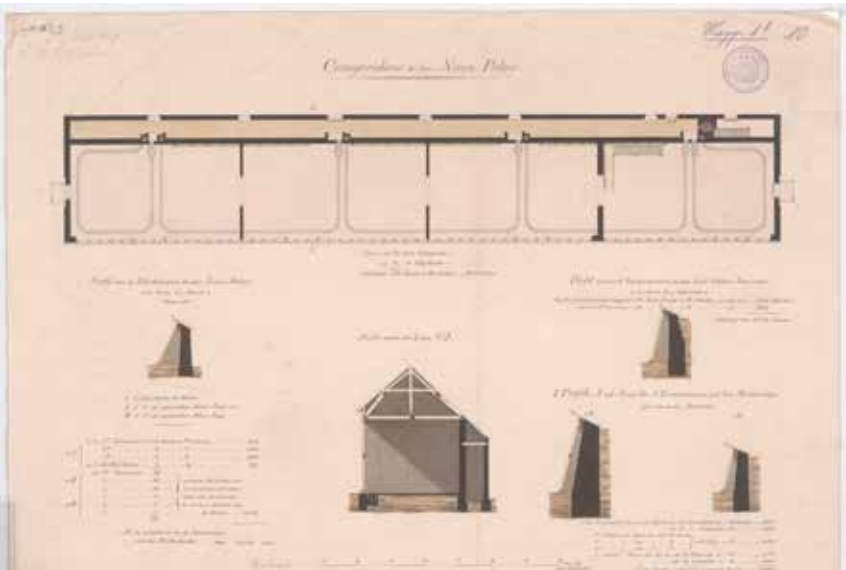
Zugleich erhielt der Kanal eine gestalterische Aufwertung. Im Bestandsplan von Hofgärtner Busch ist eine regelmäßige Baumreihe auf der dem Hofgärtnerhaus gegenüberliegenden Grabenseite zu erkennen. An deren Anfang und dem gleichzeitigen Abzweig eines Weges in Richtung Eiche sind zwei größere Bäume zu sehen – vielleicht ist einer davon die heute noch nordöstlich des Nordtorgebäudes stehende Alteiche.



Abb. 4: Die Gestaltung der näheren Umgebung des Nordtores um 1797 (Johann Wilhelm Busch, Situationsplan des Parkes Sanssouci 1797, Ausschnitt, genordet).

DIE REGIERUNGSZEIT FRIEDRICH WILHELMS III.

Der ab 1797 bis 1840 regierende Friedrich Wilhelm III. (1770–1840) war wieder stärker an Sanssouci interessiert. Bereits 1798 veranlasste er Umbauten an der Orangerie. So wurde der »das Haus belastende Sonnenfang abgenommen und mit einem neuen, gesprengten Dache sehr solide hergestellt ...«⁽²⁴⁾ Im Prinzip entstand ein optisch völlig veränderter Bau.



Das Bestandsaufmaß [\(ABB. 5\)](#) des Orangeriegebäudes und der Treibmauern beim Neuen Palais zeigt das nach wie vor 66 Meter lange Gebäude, in vier etwa gleich große Quartiere geteilt, die über fünf Kanalheizungsschleifen erwärmt werden konnten. Die fünf Meter lange südliche Fensterfront war im Interesse der Belichtung möglichst hoch, das Dach auf der Seite des Heizganges dagegen weit heruntergezogen. Im Gang befanden sich vier Feuerstellen, fünf Schornsteine und sogar ein Backofen, der vermutlich zum Sterilisieren der Erde diente.⁽²⁵⁾ Zwei Türen an den Schmalseiten des Hauses waren mit je einem Windfang versehen. In der Nordostecke führten zwei Treppen auf den Dachboden. Dem Ein- und Ausbringen der Kübelpflanzen dienten pro Quartier drei mitig nebeneinander liegende Fensterreihen, die zwischen massiveren Stützen herausnehmbar waren. Ansonsten war die Südfront wieder in eine obere und untere Fensterreihe geteilt und mit Fensterladen und Lüftungsklappen versehen.⁽²⁶⁾

Abb. 5: Orangeriehaus (August Herbig, September 1810).

1835 kam nach einem Entwurf von Ludwig Persius (1803–1845) zu den vier Quartieren an der Ostseite eine weitere Räumlichkeit hinzu. Der elf Meter lange Pflanzenraum war von der übrigen Orangerie durch die ehemalige Außenwand abgetrennt und diente im Winter als »Krankenquartier« für geschädigte Pflanzen. Er war zugunsten einer zweigeschossigen Wohnung für Gehilfen deutlich schmaler als die große Pflanzenhalle mit ihren 8,7 Metern. Die Gesamtlänge des Hauses hatte sich damit auf 78 m und die Pflanzenraumfläche auf 615 Quadratmeter vergrößert.⁽²⁷⁾ In dieser Zeit wurden neu gefertigte Fenster bereits aus Gusseisen und nicht mehr aus Holz hergestellt⁽²⁸⁾ und die Kanalheizungen im Boden der Orangerie statt mit Klinkern mit Eisenplatten auf Lücke abgedeckt, was das Heizungsregime effektiver machte.⁽²⁹⁾ Im Jahre 1812 wurde Friedrich Nietner (1766–1824) der nächste Hofgärtner, dem dann 1824 für vierzig Jahre Carl Julius Fintelmann (1794–1866) im Amt folgte. Grundlegende Veränderungen im Betrieb der Orangerie, im Bestand an Kübelpflanzen und in der Art der Transporte gab es bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts nicht – abgesehen von den um 1814 erstmals erwähnten grünen Ringen an den ansonsten weißen Pflanzkübeln.⁽³⁰⁾

Inzwischen waren die um die Rasenspiegel des Parterres aufgestellten Kübelpflanzen in die Jahre gekommen. 1823/24 »hielt es [der Gartendirektor – G.S.] Lenné nun für zeitgemäß, auch die Anordnung der Orangerie vor dem Neuen Palais zu ändern« ⁽³¹⁾, wie es in einem Bericht von 1854 heißt: »Die edlen Bäume waren hier in der Mitte des östlichen Halbzirkels als eine zum Schloss führende vierfache Allee aufgestellt; der Zugwind aber wehte dort so heftig, dass er die mittleren Bäume umwarf. Dem zu wehren hatte man bisher mit Hintansetzung aller Aesthetik die üble Auskunft erwählt, hohe und lange Galgen von Holz zu errichten und die Wipfel daran zu binden. Da diese vierfache Allee von hier ausserdem den Anblick des Schlosses zu sehr entzog, wagte es Lenné den König damit zu überraschen, dass er die schönen Hesperidenbäume [Zitruskübel – G. S.] entfesselte und rechts und links auf das Podest des Prachtgebäudes stellte, den nun offneren Weg aber 4 Ruten schmaler führte, wodurch er das Neue Palais dem von hier nahenden Beschauer ferner und großartiger erscheinen machte.«⁽³²⁾

Zur selben Zeit wurden auch die Rasenspiegel des Parterres im Zeitgeschmack verändert und in der damals beliebten Form eines Pleasuregrounds nach dem Vorbild von Eaton Hall mit verschiedenen Blumenbeeten verziert. Die prägendste Umgestaltung dieser Epoche war die



Abb. 6: Auf dem Gemälde aus den 20er-Jahren des 19. Jahrhunderts sieht man die kleinen Pomeranzenhaine vor den Seitenflügeln und die neu ins Parterre eingeführten Blumenpflanzungen (Wilhelm Barth, Gartenseite des Neuen Palais, 1820–30).

Einbeziehung des Hopfengartens [\(ABB. 1, NR. 3\)](#) nordöstlich von Nordtorgebäude und Orangerie in die Gestaltung des ebenfalls modernisierten westlichen Sanssouci-Parks. Nach dem Ankauf der vorher privaten Hopfenplantage, eines Weinbergs und von Ackerland baute man in wenigen Jahren umfangreiche Gewässeranlagen, Bodenmodellierungen, Wege und legte Gehölzpflanzungen an. Ein beim Nordtor vom Graben abzweigender Wasserlauf umschloss in großem Bogen das neue Gelände und mündete dann südöstlich des Antikentempels wieder in das alte Wassernetz. Der alte Palaisgraben endete nun nördlich der Heckenquartiere als Sackgasse. Im äußersten Norden der Anlage tiefte man einen Halbhektar großen Teich aus. Das alte Hopfenkrug-Gebäude wurde zugunsten einer reizvollen Wasserfall-Situation abgerissen. In großzügigen Bögen durchspannten die Spazierwege die Fläche, an ihren Seiten gerahmt von abwechslungsreich gepflanzten Bäumen, die die vielen neu geschaffenen Blickbeziehungen bewusst inszenierten. Zu den diesen Parkteil nun bereichernden zahlreiche Skulpturen gehörte ab 1848 an einer Wegkreuzung unweit der Maulbeerallee eine Herme mit dem Porträt Lennés – eine besondere Referenz des Königs an seinen vielbeschäftigten Gartendirektor.

Unmittelbar beim Nordtorgebäude waren Reparaturen erforderlich: 1834 eine gründliche Sanierung der Grabenmauer,⁽³³⁾ im darauffolgenden Jahrzehnt auch mehrfach an dem Pflaster auf der Mopke und vor allem an der intensiv genutzten Durchfahrtschaussee.⁽³⁴⁾ Die Baumreihe auf der anderen Seite des Grabens beim Nordtor bildete nun mit der Allee und den östlich anschließenden Pflanzungen des Hopfengartens einen grünen Hintergrund für die Gebäude und einen gestalterischen Rahmen um das gesamte Palais-Areal.

DIE REGIERUNGSZEIT FRIEDRICH WILHELMS IV. UND DIE KRONPRINZ-LICHE SOMMERNUTZUNG DES NEUEN PALAIS

Ab den 1850er-Jahren nutzte das Kronprinzenpaar, die späteren Kaiser Friedrich III. (1831–1888) und Kaiserin Victoria (1840–1901), das Neue Palais, was mit einer größeren finanziellen und politischen Zuwendung verbunden war.

Die aus England stammende, ambitioniert gartenbegeisterte Kronprinzessin veranlasste die Herauslösung eines größeren Parkbereiches um das Neue Palais aus der Hofgartenverwaltung und die Errichtung einer



Abb. 7: Auf diesem Plan sind neben den lennéschen Parkgestaltungen auch die bis in die 1840er-Jahre erfolgten Änderungen der Kübelaufstellung zu erkennen: regelmäßig hainartig auf dem Podest vor den Seitenflügeln sowie linear um den Rand der Rasenviertel stehende Kübel (Gustav Meyer, Situationsplan des Parkes Sanssouci, Kupferstich, 1853, Ausschnitt, genordet).

eigenständigen, modernen und leistungsfähigen Gärtnerei gleich in südwestlicher Nachbarschaft zur Orangerie.

Wunschkandidat zur Besetzung der Hofgärtnerstelle war Emil Sello (1816–1893), der jüngere Bruder Hermann Sellos (1800–1876), des damals wichtigsten Gärtners von Sanssouci. Emil Sello (*vgl. Abb. 8 im Beitrag von Astrid Fritsche in diesem Band*) hatte bis dahin Anlagen außerhalb von Sanssouci geleitet, war aber schon 1860 in das Nordtorgebäude eingezogen, obwohl er formal erst am 28. März 1864 ernannt wurde. Für ihn wurde der damals schon siebzigjährige Carl Julius Fintelmann nach Charlottenburg versetzt. »Sello war 47 Jahre, die Kronprinzessin 24 Jahre alt. Die Beziehung war familiär. Das Kronprinzenpaar erschien oft bei Emil und Johanna Sello zum Tee. Der Diener der Sellos schenkte ein. Ein Tortenrezept Victorias wird von der Familie Sello überliefert. Auf eigenen Wunsch wurde die Kronprinzessin 1866 Patin von Sellos Tochter, die ihren Namen erhielt. Zu Weihnachten hatte er seit 1870 die Räume des Neuen Palais »auf englische Weise« auszuschmücken, d. h. mit Ilex, Misteln, Wacholder, Buchs, Mahonien und Viburnum-Zweigen. 1877 porträtierte die Kronprinzessin Sello in Öl und schenkte ihm das Bild, wie sie es auch später in Kronberg mit ihren bürgerlichen Freunden zu tun pflegte.«⁽³⁵⁾ Auf Anregung Victorias unternahm der Hofgärtner in den Jahren nach 1865 mehrere Englandreisen, um dort Gartenanlagen und wichtige Gärtner kennenzulernen, als Gutachter tätig zu werden und selbst kleinere Gärten zu planen. In seinen für sein eigenes Palais-revier gefertigten Planzeichnungen legte er mittels schriftlichen Verweisen immer großen Wert darauf, dass alle in enger Abstimmung oder nach persönlichen Vorgaben seiner Auftraggeberin entstanden. Deren große Vorliebe für alle mit der Gartenkunst zusammenhängenden Themen kommt zum Beispiel durch die Mitgliedschaft im Akklimatisationsverein und immer wieder in verschiedenen Briefen zum Ausdruck: »It is as hot as in Paris last year, but the vegetable world is in the strangest state of confusion. It is like a Russian summer – violets, thorns, laburnums, lilies of the valley and roses all blooming together and all have done flowering in two days, so that one cannot even get a nosegay, and the sudden heat after the icy month of April makes the flowers weak and wretched, and the petals drop off as soon as the blossom opens, whereas the foliage is very magnificent and the gardens are very lovely ...«⁽³⁶⁾ Diesem Interesse verdanken wir vermutlich auch ein sehr anschauliches und aufschlussreiches Dokument:

Während der winterlichen Abwesenheit des Kronprinzenpaares vom 9. Oktober bis 15. Dezember 1868 berichtete der Gärtner in einem gründlich tagebuchartig geschriebenen Konvolut von 54 Seiten über den Zustand der Anlagen und die durchgeführten Arbeiten.⁽³⁷⁾

Es begann ein gartengestalterisch fruchtbarer Zeitabschnitt. Gleich zu Beginn 1864 galt die Modernisierung des direkt vor den Fenstern der Sommerresidenz gelegenen Parterres als eine besonders wichtige Aufgabe. Die Kronprinzessin selbst lieferte erste anregende Ideenskizzen. In enger Abstimmung fertigte Emil Sello den dann vom Kaiser genehmigten Ausführungsplan.⁽³⁸⁾ »Das bis dahin nüchterne, halbkreisförmige Parterre vor dem Neuen Palais wurde in einen Blumengarten umgewandelt, in welchem besondere Partien durch Gruppen von Orangenbäumen, hohen Neuholländern oder einzelnen starken Coniferen hervorgehoben werden, während die Zwischensätze durch reich decorirte Blumenbeete gebildet sind. Der Anblick auf dieses Parterre von dem höheren Stockwerk des Palais aus ist von überraschender Wirkung und wird noch gesteigert, wenn diese Beete und Gruppen bei besonderen Sommerfestlichkeiten durch Lampions und sonstige Beleuchtungskörper umgrenzt und beleuchtet werden ...«⁽³⁹⁾

Gleich nach seinem Amtsantritt beschäftigte sich Sello auch mit der über lange Zeit stiefmütterlich behandelten Gärtnereifläche am westlichen Rand seines Reviers. So heißt es 1881 in einer Beschreibung der kronprinzlichen Anlagen beim Neuen Palais im Parke von Sanssouci: »Die Gartenquartiere hinter und neben der Hofgärtnerwohnung, hinter der korinthischen Kolonnade und den Communs waren in einem wenig erfreulichen Zustande, und im Frühjahr 1864 ließ die Frau Kronprinzessin auf ihre spezielle Anordnung durch ihren, den königlichen Hofgärtner Emil Sello umfassende Meliorationen dort vornehmen; wucherndes Gestrüpp wurde vertilgt, die Wege aufgeräumt, neue angelegt, ein von der Kronprinzessin selbst entworfenes massives Gärtnerhaus mit Remisen, Vorrathsböden und Lesekabinett für die Gärtnergehülfen aufgeführt und nach rationeller Methode Kompost- und Erdmagazine angelegt. Das gereinigte und mit neuer Zeugungskraft ausgestattete Land wurde nun sofort mit Weinreben aus Jerusalem, Kandia, der Schweiz besetzt. Veilchen aus England, duftende Reseda, Sweet Peas [Duftwicke – G. S.], Primeln, Rosen, Maiblumen, Jasmin wechseln beetweise mit einander ab und hauchen ihren süßen Duft über die Gärten aus.



Abb. 8: Blick aus dem Neuen Palais auf das Gartenparterre. (Ansicht des Parterres am Neuen Palais, 1869, Holzschnitt).

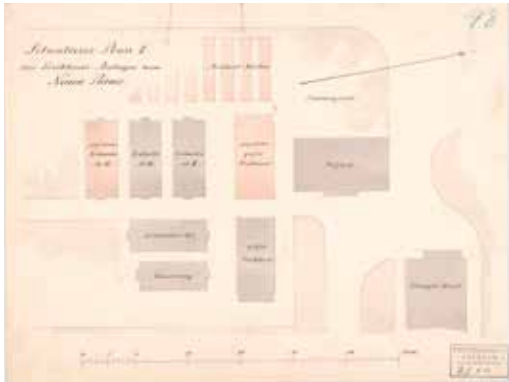


Abb. 9: Lageplan der Palaisgärtnerei aus den 1860er-Jahren.

Im zweiten Quartier nimmt uns eine Baumschule auf. Sämtliche ordnungsmäßig in Gruppen angepflanzte oder gesäete Stämmchen sind von der hohen Frau selbst gezogen oder unter ihrer Leitung von den jungen Prinzen gesetzt worden. Hier gedeihen unsere prächtigen Waldbäume, Eichen, Buchen, Platanen, Birken, Eschen, Blutbuchen, Wallnußbäume, Haselsträucher, Taxus, Rhododendron etc. Ganz vorzüglich vegetieren hier die 1869 von Norderney von den kronprinzlichen Herrschaften mitgebrachten Strandrosen, wie denn überhaupt und in diesem Quartier an jeglicher Stelle stark duftende Blumen, namentlich Rosen, Reseda etc. gepflegt werden. Ihre Königlichen Hoheiten die Prinzen Wilhelm und Heinrich sammelten während ihres Aufenthalts auf dem Gymnasium zu Kassel dort Samen von amerikanischen Pyramiden-Eichen, der hier von ihnen eigenhändig gelegt worden ist und zu niedlichen Stämmchen erwachsen ist ...«⁽⁴⁰⁾

Die Intentionen Victorias werden am massiven Gärtnerhaus (Abb. 10), für das sich später der Name Potshed einbürgerte, sehr anschaulich. Das originelle Gebäude wurde nach dem Vorbild eines englischen Topfschuppens projektiert, an den sie sich aus ihrer gärtnerisch aktiven Kinderzeit in England erinnerte. Es hatte neben dem eigentlichen Verpflanzraum auch einen Trockenraum für Samen, eine Obstkammer, Werkstatt, Geräteschuppen und vor allem einen Leseraum für die einfachen Gärtner. Über diese außergewöhnliche pädagogische und soziale Einrichtung informiert uns Sello in seinem schon erwähnten Bericht: »Das auf Befehl S.K.H. im Potshed eingerichtete Lesezimmer, zu dessen Ausstattung Höchstdieselben Okans bändereiche Naturgeschichte inclusive der Kupfertafeln 16 Bände, Warum und Weil von Ule und das Buch der vernünftigen Lebensweise von Carl Reclam und Bernsteins populäre Naturwissenschaften 4 Bände und Smidlins populäre Botanik geschenkt haben, wird häufig und gern von dem Gartenpersonal genutzt, seitdem die von I.K.H. ebenfalls huldreichst geschenkte Petroleum Hängelampe des Abends von 5 bis 10 Uhr daselbst brennt. Mit gnädigster Höchster Erlaubniß I.K.H. habe ich einen Theil meiner Privatbibliothek, die schon immer meinen Gehilfen zur Disposition stand, nunmehr ebenfalls im Lesezimmer aufgestellt, so dass zur Zeit 50 Bände der neuesten und lehrreichsten Schriften über Gaertnerei und Naturkunde aufgestellt sind. Diese neuste, zur Förderung der Gartenkunst von I.K.H. ins Leben gerufene Stiftung ist ein Segen für die strebsamen jungen Gaertner und wird gewiß auch



Abb. 10: Bauzeichnung zum Potshed (Reinhold Persius, 1867, digital bearbeitete und zusammengesetzte Planfragmente).

speziell zum Besten der Kronprinzlichen Hofgaertnerei trefflich sich bewähren. ...«⁽⁴¹⁾

Die Orangeriegebäude wurden in jenen Jahren auf dem modernsten Stand gehalten. So wurden die dreifenstrigen Einfahrtöffnungen auf vier Fenster verbreitert, nördlich ein großer Schuppen angefügt und in vier der fünf Pflanzenhallen Wasserbecken zur Bereitstellung temperierten Gießwassers eingebaut.⁽⁴²⁾ Um die Jahrhundertwende statte man die Wohnungen im Haus und eine nördlich abseits stehende Abortanlage mit modernen Spülklosetts aus.⁽⁴³⁾ Nebenan wuchsen Häuserzahl und Ausstattung der Gärtnerei immer mehr.

Vielfältige und umfangreiche Veränderungen und Neuerungen gab es in dem aus der Hofgartenverwaltung herausgelösten Parkrevier. Die Heckengärten gleich neben dem zur Sommerwohnung eingerichteten nördlichen Flügel des Neuen Palais – ehemalige Obstgärten aus der Zeit Friedrichs II. – wurden nach den Vorgaben Victorias zu kronprinzlichen Privatgärten umgestaltet. Sie waren anfangs »sehr einfach gehalten, ganz geeignet zu einem Tummelplatz für Kinder, wie solcher in abgeschlossenen Räumen der Parks in England oft gefunden wird.«⁽⁴⁴⁾ So berichtet der Potsdamer Geschichtsverein 1863, dass sie den Kindern »Seiner Königl. Hoheit des Kronprinzen auf einer von verschnittenen Buchenhecken umschlossenen Fläche rechts vom Neuen Palais« als Kindergarten dienten, »der zum Spielplatze bestimmt, diesem Zwecke mit Geschmack entspricht. In der darin aus Rohr errichteten einfachen Cottage weilt Ihre Königl. Hoheit die Frau Kronprinzessin oft bei ihren Lieblingen und ist ihnen, befreit von dem Zwange der Etikette, die liebevollste Mutter. Ebenso widmet auch Seine Königl. Hoheit der Kronprinz seinen Kindern hier mitunter eine Stunde.«⁽⁴⁵⁾ Die Heckengärten wurden laufend den älter werdenden Kindern und den veränderten Bedürfnissen der Familie angepasst. 1881 wurden sie von Heinrich Wagener als ein »reizende[s] Plätzchen wie ein offenes Schmuckkästchen« beschrieben: »Alle Quartiere dokumentieren sich uns sofort als ein Cyclus von Rosengärten ... An passenden Stellen sind kleinere Beete mit der Lieblingsblume der Kronprinzessin, der lieblichen Moosrose, angelegt, und in den Ecken des größeren Platzes laden nischenartige Rosenlauben zum Sitzen ein.«⁽⁴⁶⁾

Im Gegensatz zu dieser Idylle wurde der nördlich dieser Gärten verlaufende Abschnitt des ehemaligen friderizianischen Palaisgrabenrings über die Jahre zu einem Problem. Durch Lennés Hopfengartengestaltung und die damit verbundene Neustrukturierung des Gewässerregimes war er zu einer nicht mehr ausreichend durchströmten »Sackgasse« geworden. »Um jede Gefahr von den Kindern des Kronprinzlichen Paares abzuwenden, aber auch um die böse Luft zu bannen, welche die stagnierenden Gewässer des Grabens, der dicht hinter dem Spielgarten der Kronprinzlichen Kinder das alte Terrain des Parkes von Sanssouci von den unter König Friedrich Wilhelm III. bereits hinzugekommenen neuen Anlagen trennte, hervorriefen«⁽⁴⁷⁾, wurde ab 1864 mit der Zuschüttung der alten Gräben hinter der Hofgärtner- und Kastellanswohnung, neben den Communes des Neuen Palais, begonnen und bis 1881 schließlich alle stehenden Gewässer im gesamten westlichen Park Sanssouci verfüllt.⁽⁴⁸⁾ Zeitgenossen berichteten: »Der Kronprinz wie dessen hohe Gemahlin interessiren sich sehr lebhaft für diese bis zum Gallin auszudehnenden Veränderungen und so dürfte hiernach im Anschluß an die längs der Eisenbahn sich hinziehenden, bedeutenden Pflanzungen wo möglich die Gegend zwischen dem Neuen-Palais und Eichow neue, wesentliche Verschönerungen aufzuweisen haben.«⁽⁴⁹⁾

Da durch diese Umbaumaßnahmen die Wasserbereitstellung und Regenentwässerung nicht mehr wie bisher funktionierte, mussten in großem Umfang neue Leitungen verlegt werden.⁽⁵⁰⁾ Die Beseitigung des begrenzenden Grabens schuf die Gelegenheit, die privat genutzten Bereiche in den nördlich angrenzenden Hopfengarten auszuweiten, denn »die heranwachsenden Prinzen bedürfen auch der turnerischen Uebungen... Dort stehen nun die mancherlei Turngeräthe, und weil nebenbei allmählich die militairische Schule begonnen werden wird, so ist man gegenwärtig dort auch mit Aufrichtung von Schanzenheilen und Pallisaden vorgegangen, damit so die Ausbildung der jungen Prinzen Schritt für Schritt weiter geführt werden könne. Wie verlautet, hegen die kronprinzlichen Eltern den Wunsch, dass Prinz Heinrich sich für die Marine besonders ausbilde und deshalb ist jetzt in der nächsten Nachbarschaft dieser Anlagen durch Schiffbauer und Matrosen aus Danzig ein großer Schiffsmast mit allen Raaen, Segeln und der ganz vollständigen Takelage aufgerichtet worden, der augenblicklich einen lebhaften Anziehungspunkt für alle Besucher des Sanssouci-Parks bildet. Sobald die Uebersiedelung I. K. H. der Frau Kronprinzessin mit den Kindern nach dem Neuen Palais eintritt, werden auch die Uebungen an diesem



Abb. 11: Grabenverfüllung südlich des Neuen Palais, 1881. Mittels extra hierfür verlegter Grubenbahn-Strecken wurde der Sand vom Hirseberg bei Eiche zur Verfüllung der Wasserläufe nach Sanssouci gefahren.

Mast beginnen. – Daß die hohe Frau in und bei dem Kindergarten auch viel Staar- und Meisenkästen zur Erhaltung und Anzucht dieser durch Vertilgung der Insecten so nützlichen Vögel hat anlegen lassen, sei hierbei mit in Erinnerung gebracht. Neuerdings hat man auch versucht, einem Storchenpaare eine günstige Stätte zu bereiten; wie es scheint, will aber noch keines sich entscheiden, Gebrauch von der guten Gelegenheit zu machen.«⁽⁵¹⁾

Weitere Aufgabenfelder, denen sich die Kronprinzessin Victoria mit großem Sendungsbewusstsein widmete, waren die generelle Hebung der Gartenkultur und vor allem auch die Ausstattung mit den von ihr besonders geliebten duftenden Pflanzen und Frühblühern. Sie ließ sich vom Berliner Botanischen Garten hunderte verschiedenster Blumenzwiebeln in 55 verschiedenen Arten⁽⁵²⁾ schicken und bat auch persönlich ihre Mutter um die Übersendung besonderer Primeln.⁽⁵³⁾ Noch heute fällt die Vielfalt und Menge der verschiedensten Frühblüher im Dunstkreis des Neuen Palais auf. Weitere Themen, über die sich Victoria und ihr Hofgärtner austauschten, waren z.B. rationelle Kompostwirtschaft, Erdkopfdüngung zur Vitalisierung alternder Bäume, Baumschulwirtschaft, Sämlingskultur, Heckenschnitt, Bodenverbesserung und Melioration.

Im Jahre 1874 ließ man nordwestlich der Heckengärten eine der ersten Lawn-Tennis-Anlagen des europäischen Festlandes anlegen, die in der Folgezeit begeistert von der kronprinzlichen und kaiserlichen Familie genutzt wurde.⁽⁵⁴⁾ Ebenfalls 1874 brachte Emil Sello erste Ideen zu einer Umgehungsstraße (heute Straße Am Neuen Palais) und zur Verschönerung der Partie westlich der Communs zu Papier, die später auch sinn gemäß umgesetzt wurden [\(ABB. 12\)](#).

Die gärtnerisch genutzten Flächen traten hinter Zäune an den Außenfluchten der Communs zurück. Direkt vor den Westfronten dieser Nebengebäude und auf der sehr breiten Querfläche waren Exerzierplätze angeordnet. Die vierreihige Alleepflanzung der Kuhpforter Lindenallee zog sich bis kurz hinter das Triumphtor, und Wege trennten die seitlich verbleibenden Flächen bis zu den Exerzierplätzen in rechteckige Rasenflächen, die später mit Pyramideneichen bepflanzt wurden. Etwa zur gleichen Zeit erfolgten auch Planungen und erste Gestaltungen der Anlagen in der Flur von Eiche westlich der Umgehungsallee.⁽⁵⁵⁾

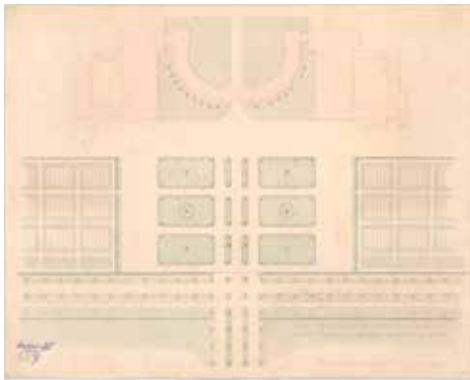


Abb. 12: Verschönerungsplan für das Parterre hinter den Communs am Neuen Palais (E. Sello, Januar 1874).

Die durch die Grabenverfüllung geschaffene Baufreiheit weckte Ende der 1870er-Jahre den Wunsch nach einer höheren Sicherheit und das Bedürfnis nach Abgrenzung eines größeren Parkbereiches.⁽⁵⁶⁾ In dieser Zeit entstand der schmiedeeiserne Zaun vom Nordtor bis in die westliche Hälfte der Maulbeerallee. Im Park verlief ein zurückhaltender Zaun zwischen dem öffentlichen und privaten Bereich, der wohl noch bis zum Ersten Weltkrieg vorhanden war.⁽⁵⁷⁾

DIE REGIERUNGSZEIT WILHELMS II.

Der 99-Tage-Kaiser Friedrich III. (1831–1888) hatte in seiner kurzen Regentschaft nicht mehr die Chance zu größeren Veränderungen im Umfeld des Neuen Palais, mit dem er schon seit seiner Kronprinzenzeit sehr verbunden gewesen war. Das sollte sich danach schnell ändern. Mit Regierungsantritt seines Sohnes als Kaiser Wilhelm II. wurde der Sonderstatus des Palaisreviers aufgehoben und Emil Sello für die drei Jahre bis zu seiner Pensionierung wieder dem Gartendirektor unterstellt. Seine Nachfolger im Hofgärtneramt, die aber schon nicht mehr im Haus am Nordtor wohnten, waren Johann Glatt (1843–1911) und Georg Potente (1876–1945).

Die Gärtnerei, die ja die Basis für die Ausschmückungen im Garten und die Versorgung der Tafel war, wurde erweitert. Eine große kammförmige Gewächshausanlage kam hinzu, neben dem Potshed und den verschiedenen genutzten Freilandbeeten standen noch sechs separate Gewächshäuser, elf Erdkästen (Mistbeetkästen) und ein Pferdestall.⁽⁵⁸⁾ Man baute (1898) Spülklosetts für die Beschäftigten ein, modifizierte (1899) einen Gewächshausteil für die Haltung einer Riesenschildkröte,⁽⁵⁹⁾ erneuerte (um 1900) den umgebenden Drahtgitterzaun und errichtete (1912) eine große Doppelkastenanlage mit Verbinder [\(ABB. 13\)](#).

Zu Veränderungen im Garten führten auch die größeren baulichen Aktivitäten in der näheren Umgebung, wie die Errichtung des Neuen Marstalls südlich der Gärtnerei und die Ausschmückung der Gartenbalustrade östlich des Palais (1890 bis 1894), der Bau des Küchenganges unter der Mopkefläche und die Aufstellung des Lindstedter und des Posttores samt Einfügung der dahin führenden Avenuen. Alle damals modernisierten oder neu eingerichteten Alleen (Lindenallee in Richtung Kuhpfort, Straße Am Neuen Palais, Lindstedter und Posttoravenue) verfügten über separate, unterschiedlich ausgebaute Trassen zum Fahren, Reiten und Laufen.



Abb. 13: Das Areal der hochmodernen Palaisgärtnerei in der Blüte ihrer Entwicklung auf einer Luftschiff-Aufnahme aus den 1920er-Jahren (Ausschnitt).

In die Viertelkreise des direkt vor dem Neuen Palais liegenden Parterres wurden zwei große Fontänen eingefügt (1889). Wegen deren hohem Wasserbedarf war der Bau einer langen, leistungsfähigen Leitung bis zum Orangerieschloss, der Hauptorangerie von Sanssouci, und zahlreicher weiterer Be- und Entwässerungsleitungen erforderlich.⁽⁶⁰⁾ Seit jenen Jahren befanden sich die großen Zitruskübel auf dieser Seite des Palais nur noch entlang der Hauptallee und östlich vor dem Haus. Sie bildeten einen prachtvollen Rahmen für die unter Kaiser Wilhelm II. häufigeren repräsentativen Veranstaltungen an dieser Stelle. Ihren Platz in der modifizierten Parterregestaltung hatten kegelförmig geschnittene Koniferen bzw. die Fontänenbecken eingenommen. Zum Blumen-sortiment auf den im Zeitgeschmack modernisierten Beeten an dieser markanten Stelle gehörten unter anderem Canna, Lampenputzergras, Knollen- und Eisbegonien, Rizinus, Rosen, Pelargonien, Chrysanthemen, Männertreu, Leberbalsam, Amaranth, Dahlien, Fetthenne, Ziertabak und verschiedenste Blattschmuckpflanzen [\(ABB. 14\)](#).⁽⁶¹⁾

Mehrmals wurde die Gestaltung des gemischten Pflanzstreifens direkt unterhalb der Balustrade des Neuen Palais dem kaiserlichen Geschmack und aktuellen repräsentativen Bedürfnissen angepasst. Westlich, vor dem Nordtorgebäude, bei den Communs, entlang des Ehrenhofzauns und auf den versenkten Rasenspiegeln wurden einzeln oder gruppenweise Nadelgehölze gepflanzt. Hinzu kamen Pyramideneichen an den Ecken der Rasenflächen [\(ABB. 15\)](#).

Die privaten Heckengärten wurden mit einer größeren Zahl Skulpturen bereichert. Dazu gehörten der Narzißbrunnen (heute im Prinzenhof am Schloss Cecilienhof), ein asiatisches Räuchergefäß (heute beim Chinesischen Haus), zwei koreanische Löwen, eine Skulptur der Kaiserin Auguste Victoria (der Sockel steht noch in dem Heckenquartier, die Skulptur selbst im Antikentempel), verschiedene Vasen, zahlreiche Hermen und Büsten. Spätestens ab 1892 sprang eine Geysir-Fontäne am sogenannten Kaiserin-Ruhesitz nördlich der Heckengärten, deren Wasser von einer noch aus der friderizianischen Rehgartenkolonnade stammenden Muschelschale aufgefangen wurde. Ein Jahr später wurde auf einem flachen Hügel unweit davon zu Forschungs- und Demonstrationszwecken das Modellfort eingefügt, das gegenwärtig zu Schutz vor Vandalismus und Witterungsschäden abgedeckt ist. Im Zuge der Vergrößerung der Eisenbahntrasse setzte man 1909 die bis dahin beim Wild-



Abb. 14: Blick aus dem Neuen Palais auf das Parterre (1906).



Abb. 15: Diese Aufnahme vom Anfang der 1920er-Jahre zeigt auf der Mopke noch die kompletten Pyramideneichen, die dazwischen eingestreuten Blumenbeete und Nadelgehölze sowie vor allem die dunkle Abpflanzung des Ehrenhofzaunes vorm Neuen Palais.

parkbahnhof (heute Bahnhof Park Sanssouci) stehenden Skulpturen der Flora und Pomona in eine kleine Schmuckanlage an der Mündung der Kuhpforter Lindenallee in die Umgehungsstraße westlich des Neuen Palais um. Aus dem Jahr 1911 liegen eine ganze Reihe von Plänen Georg Potentes zur Neubepflanzung der Heckengärten mit Rosen und zur Anlage von Blumenrabatten in der näheren Umgebung vor.⁽⁶²⁾ Auf diese Weise wandelte sich das Erscheinungsbild der Gesamtanlage immer mehr von einem relativ natürlichen, landschaftlichen hin zu einem stark künstlerisch ausgestatteten und üppig mit Schmuckanlagen ausgestatteten Garten.

MUSEUMSGÄRTEN AB 1918

Das Ende der Monarchie 1918 hatte für die Anlagen eine ganze Reihe von drastischen Veränderungen zur Folge. Die Parks wandelten sich von ehemals herrschaftlichen zu musealen Gärten. Die Nutzgärtnereien in ihrer bisherigen Fülle dienten nun nicht mehr der Versorgung der kaiserlichen Küche und wurden darum stark reduziert, die Parkbewirtschaftung wurde neu strukturiert. Aus ehemals neun Hofgärtnerrevieren Sanssoucis entstanden drei Parkreviere. Der parkinterne Absperrzaun des Privatbereichs verschwand. Da man auch die Bereitstellung von Blumen, Stauden, Gehölzen und anderen Schmuckpflanzen für die Parkausstattung zentralisierte und die Unterbringung der Kübelpflanzen im Orangerieschloss zusammenfasste, war die große Palaisgärtnerei faktisch überflüssig geworden. Sie wurde ebenso wie die Orangerie ab 1930 verpachtet, blieb aber noch bis nach 1945 in der betreuenden Zuständigkeit des preußischen Hochbauamtes, der Nachfolgereinrichtung der Gartenintendantur. Eine personelle Kontinuität war gegeben, da der 1911 als zuständiger Hofgärtner ans Neue Palais gekommene Georg Potente ab 1927 auch als Gartendirektor für die Betreuung der Anlagen verantwortlich blieb.

Im Jahr 1930 wurden am Orangeriegebäude eine Toreinfahrt erneuert und eine Trennwand mit Schiebetür eingebaut. Möglicherweise waren die größeren Instandsetzungsarbeiten schon Vorarbeiten für die Verpachtung. Den größeren Teil der Orangerie pachtete der Bildhauer Klazar, der dort eine Werkstatt zum Kopieren bzw. Sanieren verwitterter Sandsteinskulpturen betrieb. Der Gärtner Fritz Leuthäuser pachtete die nahezu komplette Gärtnerei und einen kleineren Teil der Orangerie: sechs große Gewächshäuser, ein Heizhaus, ein zusätzliches Kesselhaus,

vier massive heizbare Frühbeetkästen und ein massives Wirtschaftsgebäude.⁽⁶³⁾ Bereits sieben Jahre später war wieder eine gründliche Sanierung der Orangerie erforderlich, die gut dokumentiert ist (ABB. 16 UND 17). Die gesamte Holzkonstruktion der Vorderfront und der komplette Dachstuhl wurden ausgetauscht, eine mit Schwamm befallene Holztreppe abgerissen, über drei Jahre abschnittsweise ein neues Warmwasser-Heizsystem installiert,⁽⁶⁴⁾ Schornsteine erneuert, die nicht mehr benötigten Heizkanäle verfüllt, Gießwasserbecken abgerissen, die Stirn- und Trennmauern mitsamt ihren Türen und Toren umgebaut und abschließend das Dach neu gedeckt, die Wände neu verputzt und mit Anstrich versehen.⁽⁶⁵⁾

Die Steinmetzwerkstatt nahm in dieser Zeit einen immer größeren Anteil am Haus ein. Nur ein kleiner Gebäudeteil diente immerhin noch der traditionellen Funktion der Überwinterung von Kübelpflanzen,⁽⁶⁶⁾ die aber im Sommer nicht mehr die historischen Parkanlagen schmückten, sondern durch die Gärtnerei Leuthäuser als Dekorationspflanzen unter anderem für Filmaufnahmen vermietet wurden.

Grundlage der Parkbewirtschaftung waren nicht mehr kaiserliche Wünsche und repräsentative Erfordernisse, sondern denkmalpflegerische und museologische Ziele. Der Personalbestand wurde reduziert. Unter der Regie Georg Potentes setzte man in der Umgebung des Neuen Palais zahlreiche denkmalpflegerische Maßnahmen um, wie Purifizierungen im Interesse der friderizianischen Entstehungszeit, beginnend 1922 mit der drastischen Entfernung sämtlichen Blumenschmucks im Parterre.⁽⁶⁷⁾ Statt der ehemaligen Zitrus standen dort nun die größten in Sanssouci verfügbaren Lorbeerkübel. In den Heckengärten sowie an der Balustrade reduzierte man die Skulpturenausstattung und die Blumenpflanzungen. Auf der Mopkefläche vor den Dienstgebäuden, auf den Rasenspiegeln und am Ehrenhofzaun entnahm man 1924 immergrüne Gruppen und Einzelbäume und entfernte auch erste Pyramideneichen seitlich der Mittelachse. Weitere vorgesehene Eichenfällungen unterblieben wegen des Drucks der Öffentlichkeit. Reste des Eichenbestandes stehen heute noch. Der verfüllte Grabenbereich gleich neben dem Haus wurde als Garten genutzt, und das bis etwa zur Jahrtausendwende.⁽⁶⁸⁾

Vermutlich als Zugeständnis an den Publikumsgeschmack ließ Potente 1932 hinter den 13 im Parterre seitlich der Hauptallee stehenden Lor-



Abb. 16: Umbaumaßnahme 1937. Von der Orangerie ist ein Gießwasserbecken an der Rückwand, die viertelkreisförmige Traufzone und die ausgebaute Treppe auf den Dachboden zu erkennen. Links im Hintergrund steht noch das Potsched.



Abb. 17: Orangerie, Sanierungsmaßnahme 1937: Die anschließend abgebrochenen Heizungs- und Backofenreste im nördlichen Gang.

beer–Paaren zwei historisierende Buchsbaum-Broderie-Rabatten einfügen. Im Jahr 1938 wurde die Lennéherme von der Wegekreuzung zu dem etwa sechzig Meter entfernten eichenbestandenen Hügel versetzt, wo sie auch heute wieder steht. Den Teepavillon und das zugehörige Küchengebäude in den ehemals privaten Heckengärten brach man in diesem Jahr ab.

NACH DEM ZWEITEN WELTKRIEG

Zum Ende des Zweiten Weltkrieges war Oberbaurat Dobisch mit einer Bestandsaufnahme beauftragt. Er musste große Zerstörungen an den Fenstern, Türen und an den Dächern der Alten Orangerie feststellen,⁽⁶⁹⁾ die erst mit dreijähriger Verzögerung behoben werden konnten.⁽⁷⁰⁾ 1946 gab es für den Leiter der Staatlichen Schlösserverwaltung, Professor Willy Kurth (1881–1963), einen Grund zur Beschwerde bei der Provinzialverwaltung: »Zu der durch die SMA [Sowjetische Militäradministration – G. S.] unterschriftlich vollzogenen Übergabe des Parks Sanssouci gehörten auch die Bestände der Lorbeerbäume, die, jetzt noch im Freien zusammengestellt, in dem großen Rondell vor dem Neuen Palais Aufstellung finden sollten. Von diesen Beständen sind trotz unserer Einspruchnahme gestern von der Botanischen Station [Außenstelle des Botanischen Gartens Moskau – G.S.] 15 beiseite gestellt worden und 12 Lorbeerbäume bereits abtransportiert. Aufgrund unseres Einspruches wurden am Abend extra zwei Maschinen (scheinbar von Berlin) herbeigeholt und die Bäume unverpackt aufgeladen. Auf unseren Einspruch hin sagte man uns, dass die kranken Bäume uns ja noch verblieben ...«⁽⁷¹⁾

Gärtnerei und Bildhauerwerkstatt in der Orangerie blieben bis nach 1950 weiterhin verpachtet.

Bereits ab 1948 entwickelte sich westlich des Neuen Palais die Brandenburgische Landeshochschule, aus der die Pädagogische Hochschule (ab 1951), die Keimzelle der heutigen Universität Potsdam, hervorging. In den anfänglichen Grundsatzberatungen erklärte Direktor Professor Willy Kurth, dass auf die vorhandene Gärtnerei keine Rücksicht genommen und sie bei Bedarf nicht weiter verpachtet werden müsse. Auch mit dem Ausbau der Orangerie für schulische Zwecke erklärte er sich einverstanden.⁽⁷²⁾ Nach langen Diskussionen und unter Beteiligung des zentralen Instituts für Denkmalpflege und des Architekturbeirats

des Ministerrates der DDR einigte man sich schließlich im Juli 1953 auf einen spiegelbildlich zum Alten Marstall zu errichtenden Komplex aus Mensa, Schwimmhalle, Turnhalle und Seminarräumen.⁽⁷³⁾ Der zu diesem Zeitpunkt schon mit einer Entkernung begonnene Umbau der ehemaligen Orangerie zum Institut für Körpererziehung wurde gestoppt und ein Teilabriss als Baufreiheit für den von 1954 bis 1956 in drei großen Bauabschnitten errichteten Mensakomplex verfügt. Das 31 Meter lange Rudiment der Orangerie wurde lediglich vor dem Einsturz gesichert und blieb zunächst ungenutzt. Zwischenzeitlich war als Nutzer das zoologische Institut im Gespräch. 1956 erwog man die Einrichtung einer zentralen Werkstatt mit Garagen in Anlehnung an die Formsprache der benachbarten Sanssouci-Gebäude. Erst Ende der 1950er-Jahre wurde der verbliebene Orangerieteil schließlich zu einer Turnhalle umgebaut. Die ehemalige Nutzung als Überwinterungsbau für Kübelpflanzen war jetzt nur noch für Kundige erkennbar [\(ABB. 18\)](#).

1994 bestand seitens der Universität kein Bedarf mehr an der Turnhalle. Sie wurde an die Stiftung Preußische Schlösser und Gärten zurückgegeben und zur Unterbringung der beim Neuen Palais stehenden großen Lorbeerkübel provisorisch hergerichtet. Zehn Jahre lang wurde sie so genutzt, seitdem können die Kübel während des Winters in die inzwischen freigewordene und ertüchtigte östliche Pflanzenhalle des großen zentralen Orangerieschlusses Sanssouci gebracht werden. Zwischenzeitlich zog nun ein Depot für Skulpturen und Teppiche in das Orangeriegebäude ein.

2015 begannen die Planungen für die Unterbringung des Abraham Geiger Kollegs in der ehemaligen Orangerie und im Nordtorgebäude. Vor der Entkernung fanden archäologische Sondierungen statt, bei denen im Inneren unter anderem Reste vom Fußboden und von Kanalheizungen sowie bei Leitungsarbeiten in dem abgerissenen Teil der Pflanzenhalle Hinweise auf die Kanalmauern, Fundamente und Trennwände gefunden werden konnten.⁽⁷⁴⁾ Ein Teil der Befunde innerhalb des Gebäudes soll für die Nachwelt gesichert in überbauter Form in das Gestaltungskonzept integriert werden.

Anlässlich des 300. Geburtstags des Bauherrn Friedrich II. wurde das gesamte Parterre grundlegend überholt und an das Erscheinungsbild der Entstehungszeit herangeführt. Dabei verschwanden die Eibenkegel,



Abb. 18: Als die Sportler der Universität ausgezogen waren, standen statt des erst später wieder eingebauten großen Einfahrtstores Sträucher an der Westfront der Orangerie, deren einstige Funktion als Pflanzenhalle man noch an der unsymmetrischen Dachform erkennt.



Abb. 19: Isometrische Darstellung aus der Planungsphase des Komplexes mit Orangerie, Verbinder und einem Teil des Nordtorgebäudes.

und an dem Außenrund und entlang des Hauptwegs konnten die schönsten Lorbeer aufgestellt werden – so wie es einst in der Entstehungszeit mit den Zitruskübeln erfolgte. Die Reste der Buchsbaumrabatte an dieser Stelle aus der Zeit von Potente fielen schon 1985 dem starken Frost zum Opfer.

Spendenmittel machten zum Jubiläum auch die Wiederherstellung des Heckentheaters möglich. Gleichzeitig wurde das ehemalige Wachgebäude am Südtor als Besucherzentrum für das Neue Palais hergerichtet. 2014 konnte die langwierige und kostspielige Sanierung der Kolonnade samt Außenanlagen beendet werden.

Mit der großen Baumaßnahme an Nordtorgebäude, Orangerie und der Freilegung des ursprünglichen Palaisgrabenverlaufs ist der Ring der Wiederherstellungen um das Neue Palais jetzt nahezu geschlossen.

1	Detlef Karg, Darstellung der Park- und Gartenbereiche der Anlagen von Sanssouci von 1744 bis 1786, Manuskript in der Gartendirektion der SPSG, Potsdam, Januar 1974, 153f.	13	Johann David Schleuen, Verschiedene Ansichten des Neuen Palais, um 1770, SPSG, GK II (1), 892, 5310 ff..	29	Winterfuchs 2017 [Anm. 5], 3.
2	Stiftung Preußische Schlösser und Gärten Berlin-Brandenburg (SPSG), Akte 470, S. 54.	14	Karg 1974 [Anm. 1], 144.	30	NsStA [Anm. 4], 20 (62) und 24 (73).
3	Louis Schneider, Die Kurfürstliche und Königliche Orangerie in Potsdam, in: MVGP, 1866, 286.	15	NsStA [Anm. 4], 47 (37B).	31	August Kopisch, Die Königlichen Schlösser und Gärten zu Potsdam ..., Berlin 1854, 174.
4	Niedersächsisches Staatsarchiv (NsStA) Oldenburg, Bestand 271–25 Nr. 52, Nachlass Karoline Schulze, 44 (40C).	16	Schneider 1866 [Anm. 3], 285.	32	Kopisch 1854 [Anm. 32], 174.
5	Winterfuchs, Büro für Bauforschung und Baukultur, Kurzdokumentation zu punktuellen Sondagen zu den historischen Heizkanälen in der ehemaligen Orangerie am Nordtorgebäude, Berlin 2017, 3.	17	Vgl. Anm. 2. Das widerspricht allerdings den archäologischen Befunden von einer vermutlich bauzeitlichen Kanalheizung durch Winterfuchs 2017.	33	Persius 2007 [Anm. 29], 415, und SPSG, GK II (1) 1892.
6	Karg 1974 [Anm. 1], 178.	18	Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz (GStA) I.HA Rep.36 Nr. 3330, 3347 und 2833.	34	Persius 2007 [Anm. 29], 416, 426, 432, 442, und SPSG, Baugeneralia 322 fol. 35, 10.05.1847.
7	NsStA [Anm. 4], 10 (77), 14 (53), 48 (56), 51 (15) und 57 (24).	19	NsStA [Anm. 4], Acta Generalia Vol. II Nr. 2 Nov. 1787–31.Dez. 1788, p 119 f.	35	Clemens Alexander Wimmer, Kaiserin Friedrich und die Gartenkunst, in: Studiengemeinschaft Sanssouci 3 (1998), Heft 2, S. 7.
8	NsStA [Anm. 4], Angebundene Belege Bd. N.F. 6.	20	NsStA [Anm. 4], 77 (26C) und 74 (26D).	36	»Es ist so heiß wie in Paris letzten Sommer, aber die Gemüsebestände sind in einem seltsamen Zustand des Durcheinanders. Es ist wie in einem Russischen Sommer – Veilchen, Weißdorn, Goldregen, Maiglöckchen und Rosen blühen gleichzeitig und alle absolvieren diese Blüte innerhalb von zwei Tagen, so dass man nicht einmal ein Blumensträußchen pflücken kann, und die plötzliche Hitze nach dem eisigen April macht die Blumen schwach und erbarmenswert, die Blütenblätter fallen schon mit der Öffnung der Blüten aus, während das Blattwerk großartig und die Gärten sehr reizend sind ...« – Aus einem Brief Victorias an ihre Mutter vom 28. Mai 1868, in: Roger Fulford (Hg.), Your Dear Letter. Private Correspondence of Queen Victoria and the
9	NsStA [Anm. 4], 42 (40B).	21	SPSG, GK II (1) 11792, Buschplan 1797.		
10	NsStA [Anm. 4], 42 (40B).	22	AAB, Gunhilt Merker, Abschlussbericht der archäologischen Untersuchung BP 2016:182, Potsdam, Dezember 2016, 10 und 14.		
11	NsStA [Anm. 4], 44 (40C).	23	NsStA [Anm. 4], 58 (56C).		
12	Heinrich Ludwig Manger, Baugeschichte von Potsdam ..., Berlin und Stettin 1790, Reprint Leipzig 1987, 320.	24	SPSG, Akte 470 [Anm. 2], 55.		
		25	Winterfuchs 2017 [Anm. 5], 15.		
		26	SPSG, Plankammer, Akte 299 vom 09.10.1819.		
		27	Persius-Plan 27. Nov. 1835, SPSG, GK II (1) 2016.		
		28	Ludwig Persius (1803–1845), Bauberichte, Briefe und architektonische Gutachten – eine kommentierte Quellensammlung, SPSG, München 2007, 423f.		

Crown Princess of Prussia 1865–1871, London 1971, 192.

37 Katrin Schröder, Emil Sello »Bericht über die Kronprinzliche Gärtnerei am neuen Palais, 1868«. Eine Quelle zum Alltag eines Potsdamer Hofgärtners, in: Jahrbuch der SPSG Band 6 (2004), 1–35. (auch digital über perspectivia.net abrufbar).

38 SPSG, GK II (1) 12030.

39 Alexander Bethge, Die Hohenzollern-Anlagen Potsdams: historisch-gärtnerische Skizzen, Berlin 1888, 216f.

40 Heinrich Wagener, Die kronprinzlichen Anlagen beim neuen Palais im Parke von Sanssouci, in: Der Bär 7 (1881), 390 (geringfügig bearbeitete Wiederauflage eines Artikels mit demselben Titel in den MVGP NF. 1 (1875), Nr. 224, 194–200).

41 Schröder 2004 [Anm. 39], 8.

42 SPSG, GK II (1) 02017–02023.

43 Brandenburgisches Landeshauptarchiv (BLHA), Pr. Br. Rep 27A Nr. 72, S. 6.

44 11. Versammlung des VGP am 28.7.1863, MVGP Teil 1, 1864, 49f.

45 11. Versammlung des VGP [Anm. 46]

46 Wagener 1881 [Anm. 42], 392.

47 Eduard Otto, Die Garten-Partien am Neuen Palais bei Potsdam, in: Hamburger Garten- und Blumenzeitung 21 (1865), 468.

48 SPSG, GK II (1) 692.

49 Otto 1865 [Anm. 49].

50 Wagener 1881 [Anm. 42], 193; Paul Artelt, Die Wasserkünste von Sanssouci: eine geschichtliche Entwicklung von der Zeit Friedrichs des Großen bis zur Gegenwart, Berlin 1893; SPSG, GK II (1) 01890–01891.

51 Hamburger Garten- und Blumenzeitung 24 (1868), 288.

52 Schröder 2004 [Anm. 39], 10.

53 Roger Fulford (Hg.), Dearest Mama. Letters between Queen Victoria and the Crown Princess of Prussia 1861–1864, London 1968, 313.

54 Schriftliche Information von Frau Marianne Zak, Studentin der BOKU Wien 2014, in: Jörg Kirschstein, Das Neue Palais in Potsdam. Familienidyll und kaiserlicher Glanz. Potsdam 2017, 124.

55 Jörg Wacker, Der Einfluß der Kronprinzessin auf die Gärten vor dem Neuen Palais, in: Auf den Spuren von Kronprinzessin Victoria Kaiserin Friedrich (1840–1901) SPSG, Potsdam 2001, 40.

56 Kirschstein 2017 [Anm. 56], 35.

57 Messtischblatt 1909.

58 SPSG, GK II (1) 701.

59 BLHA, Pr. Br. Rep 27A Nr. 72, S. 6.

60 Artelt 1893 [Anm. 52].

61 Plan samt Pflanzenlisten und Abbildungen siehe Möller’s Deutsche Gärtner-Zeitung 33 (1906), 400 ff.

62 Jörg Wacker, Georg Potente 1876–1945: Pläne und Zeichnungen, SPSG Bestandskataloge, Berlin 2003, 317 ff.; SPSG GK II (1) 12117.

63 SPSG, Archiv, Akte 2/1817–1, P 133 ff., Pachtvertrag P 137 ff.

64 BLHA Rep. 27 A Nr. 82, P 286. – Ein großer Heizkessel dafür stand im Nordgang an der Stelle des ehemaligen Backofens, über Rohre wurden vor den Fenstern des Hauses stehende Radiatoren mit heißem Wasser versorgt.

65 BLHA Rep. 27A I. Hb, Nr. 82; BLHA Rep. 2A Nr. 874 und 871.

66 SPSG, GK II (1), 02023.

67 Dr. Hildebrand, Bericht über die preußischen Parks, in: Denkmalpflege und Heimatschutz 26, Berlin 1924 (Tag für Denkmalpflege und Heimatschutz 3.–6.9.1924 in Potsdam), 78ff.

68 SPSG GK II (1) 12107, 2063, 2090.

69 SPSG Archiv P 354, Tgb. Nr. 128.

70 BLHA Pr. Br. Rep. 27 A I. Hb Potsdam Nr. 82, S. 215 f.

71 SPSG, Archiv, AR 4, 22.8.1946.

72 SPSG, Archiv, Akte I/164–2.

73 Universität Potsdam, Archiv Nr. 751 (Rektoratsakten).

74 Winterfuchs 2017 [Anm. 5].

EVA LEITOLF / HARTMUT BOMHOFF

»THIS IS NOT A THORNBUSH.«

Im September 2018 lobte das Land Brandenburg den »Wettbewerb Kunst am Bau – Nordtorgebäude und Orangerie am Neuen Palais Potsdam« aus. Die Betreuung, Koordination und Durchführung des Wettbewerbs lag in den Händen des Brandenburgischen Landesbetriebs für Liegenschaften und Bauen (BLB), die Kunstwissenschaftliche Beratung hatte Dr. Britta Kaiser-Schuster übernommen.

Am Wettbewerb waren die Künstlerinnen und Künstler *Jo Achermann, Göran Gnaudschun, Eva Leitolf, Via Lewandowski, Johanna von Monkiewitsch, Andreas Schmid, Andreas Theurer* beteiligt. Zu den Fachpreisrichtern gehörten Vertreter der Berlinischen Galerie, des Museums Ludwig, des Kunstmuseums Villa Zanders, des Brandenburgischen Verbands Bildender Künstlerinnen und Künstler e. V. sowie der freien Szene. Die Sachpreisrichter stellte die Universität Potsdam, das Ministerium für Wissenschaft, Forschung und Kultur des Landes Brandenburg, die Stiftung Preußische Schlösser und Gärten und das Abraham Geiger Kolleg.

Im März 2019 war der »Kunst am Bau-Wettbewerb« für die künstlerische Gestaltung des Nordtorgebäudes und der Orangerie am Neuen Palais entschieden. Die Gemeinsame Pressemitteilung der Ministerien für Finanzen und für Wissenschaft, Forschung und Kultur des Landes Brandenburg sowie des Brandenburgischen Landesbetriebs für Liegenschaften und Bauen, konnte mitteilen:

»This Is Not a Thornbush« heißt der Siegerentwurf von Eva Leitolf. Die Künstlerin erhielt den mit 3.000 Euro dotierten ersten Preis. Von den sieben zum Wettbewerb eingeladenen Künstlerinnen und Künstlern konnte ihre Idee das neunköpfige Preisgericht unter der Leitung von Dr. Thomas Köhler, dem Direktor der Berlinischen Galerie, überzeugen.

August Kopisch, Die Königlichen Schlösser und Gärten zu Potsdam ..., Berlin 1854. MVGP (u.a. MVGP Teil 1, 1864) SPSG, Archiv, Akten. SPSG, Graphische Sammlungen, Gemälde. SPSG, Graphische Sammlungen, historische Akten. SPSG, Graphische Sammlungen, historische Pläne. SPSG, Graphische Sammlungen, Nachlass Jancke. Universität Potsdam, Archiv, Akten.

Jörg Wacker, Der Einfluß der Kronprinzessin auf die Gärten vor dem Neuen Palais, in: Auf den Spuren von Kronprinzessin Victoria Kaiserin Friedrich (1840–1901) SPSG, Potsdam 2001, 33–40.



Eva Leitolf (*1966), »This Is Not a Thornbush«,
School of Jewish Theology, Potsdam.

Gegenstand des Siegerentwurfs ist die Gestaltung der Glasfront der Südseite der ehemaligen Orangerie. Das Motiv, ein Dornbusch, löst sich durch Vergrößerung in seine Einzelteile – monochrome Quadrate auf. Das so generierte Bild wird auf die einzelnen Glasscheiben aufgebracht. Der Dornbusch bleibt als Idee, ist als solcher bildlich aber nicht erkennbar. Die farbigen Quadrate werden so zu einem festen Bestandteil der Fassade des Gebäudes.«



Abb. 1

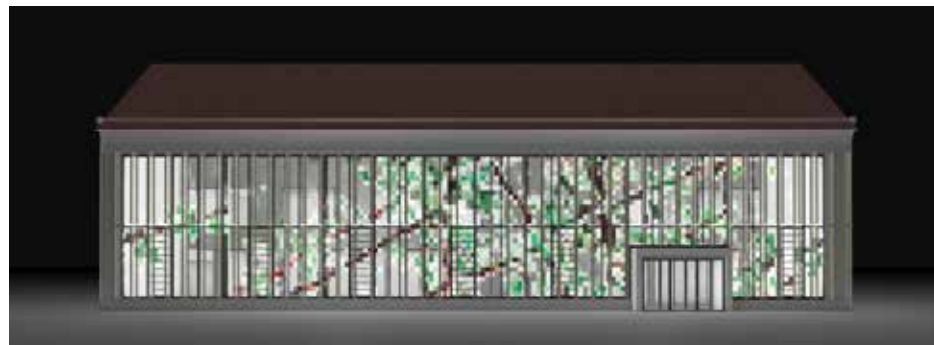


Abb. 2



Abb. 3

EVA LEITOLF

Geboren 1966 – studierte Kommunikationsdesign mit Schwerpunkt Fotografie an der Universität GH Essen. Sie erwarb ihren MFA am California Institute of the Arts bei Allan Sekula und unterrichtete regelmäßig auf internationaler Ebene an Kunstschulen und Universitäten. Seit Februar 2019 ist sie Professorin für Bildende Kunst an der Freien Universität Bolzano-Bozen und leitet das Studio Image. Die kritische Auseinandersetzung mit Bildproduktion und -kontextualisierung ist ein zentraler Faden aller Arbeiten von Eva LeitoIf, die umstrittene gesellschaftliche Phänomene wie Kolonialismus, Rassismus und Migration untersuchen. LeitoIf kombiniert häufig Fotografie mit Textelementen aus einer Vielzahl von Quellen bis hin zu persönlichen Notizen aus ihrem Produktionstagebuch. Die Künstlerin verfolgt einen konzeptionellen Ansatz, thematisiert konkrete gesellschaftliche Konflikte ohne sie direkt zu zeigen und erfasst Spuren von Fremdenfeindlichkeit und Rassismus, während zu jeder Zeit die Grenzen zwischen dem Fremden und dem Vertrauten infrage gestellt werden. Ihre Arbeiten wurden im In- und Ausland präsentiert: Pinakothek der Moderne München, Hamburger Kunsthalle, Kunstverein Frankfurt, Sprengel Museum Hannover, Kunstmuseum Wolfsburg, Rijksmuseum Amsterdam, Netherlands Photo Museum Rotterdam, KunstHausWien, National Gallery of Kosovo Pristina, Fotozentrum Winterthur, Wallach Art Gallery New York, DePaul Art Museum, University of Chicago. Eva LeitoIf hat ihre Arbeiten u.a. in drei Monografien publiziert: »Rostock Ritz« (2004), »Deutsche Bilder – eine Spurensuche« (2008) und »Postcards from Europe« (2013).



EVA LEITOLF – HARTMUT BOMHOFF: EIN GESPRÄCH

Hartmut Bomhoff: Frau Professorin LeitoIf, Sie haben sich in ihren Arbeiten auf Kolonialismus, Migration und Rassismus bezogen und die Orte und das Nachwirken fremdenfeindlich motivierter Gewalt dokumentiert. Dazu gehört auch »Der Potsdamer Bahnhof bei Nacht«. Wie verhält und fügt sich Ihr aktuelles Potsdamer Projekt zu diesen ganz anderen deutschen Bildern?

Eva LeitoIf: Die von Ihnen angesprochene Arbeit »Haltestelle, Potsdam 2006« untersucht einen schwerwiegenden Übergriff auf einen schwarzen Deutschen und die darauffolgende juristische Aufarbeitung. Mein

aktuelles Potsdamer Projekt scheint mit meinen bisherigen Arbeiten zunächst wenig zu tun zu haben: Es ist das Ergebnis eines Prozesses, dem ein symbolisch aufgeladenes Gewächs und die Frage, was überhaupt darstellbar ist, zugrunde liegen. Durch den Prozess der Vergrößerung bis auf die gesamte Glasfront der ehemaligen Orangerie löst sich die Repräsentation eines Dornbuschs in seine bildlichen, kleinsten digitalen Einzelteile auf: monochrome Quadrate. Der Prozess des immer genaueren Hinsehens – des Vergrößerns – führt letztlich zum Verlust der Erkennbarkeit der spezifischen Darstellung: Der Dornbusch bleibt als Idee, ist als solcher bildlich aber nicht länger erkennbar.

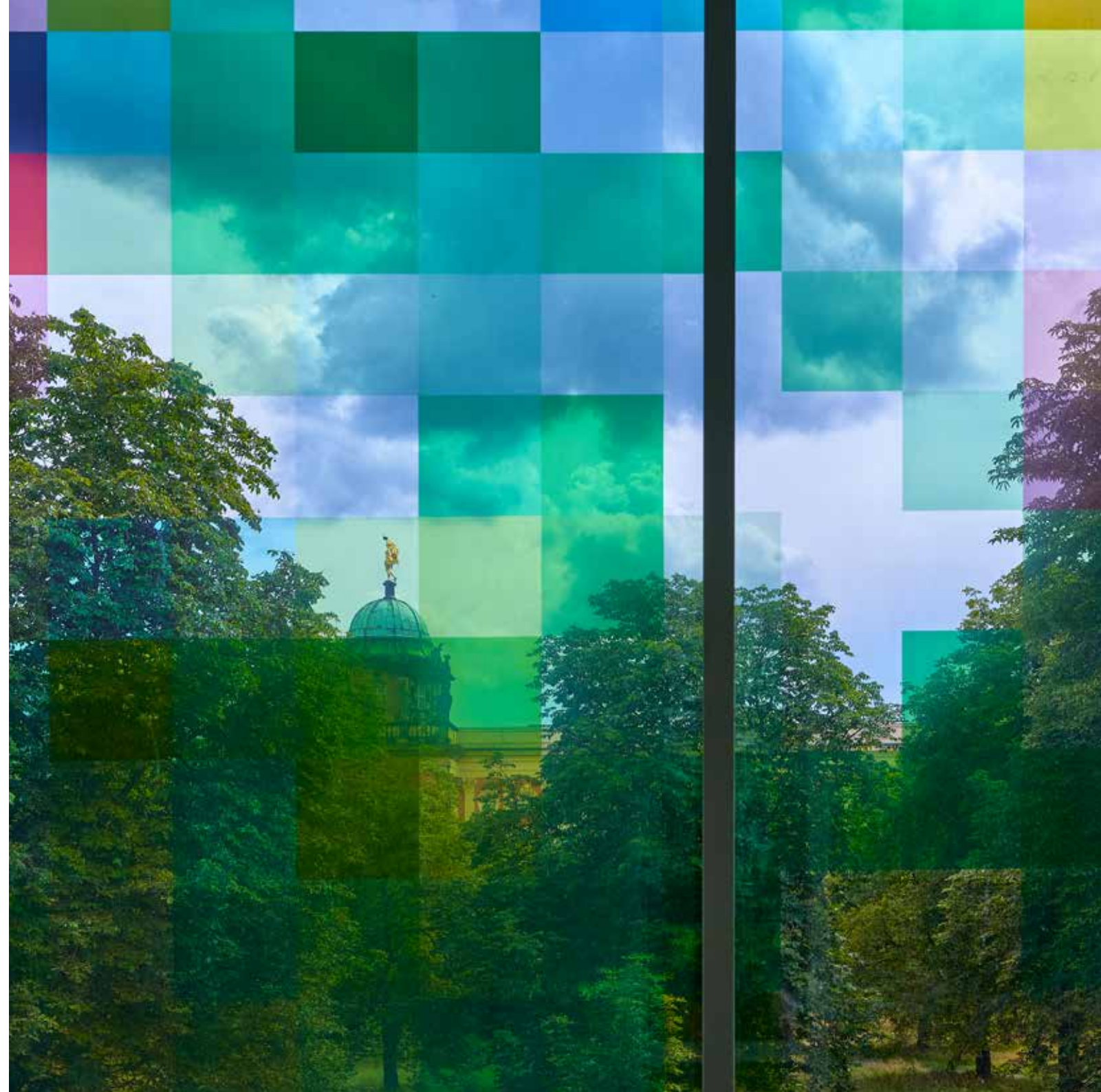
Wie in meinen früheren Arbeiten, geht es in *This Is Not a Thornbush* auch um eine Befragung des Mediums Fotografie. Das Nachdenken über die Grenzen des fotografisch Abbildbaren hat sich im Verlauf dieses Projekts mit Fragen nach der Repräsentation von religiösem Glauben verbunden: Was kann Repräsentation in Hinblick auf religiöse Inhalte und Erfahrungen leisten? Wie hängen Darstellbarkeit und Bereiche des Glaubens zusammen?

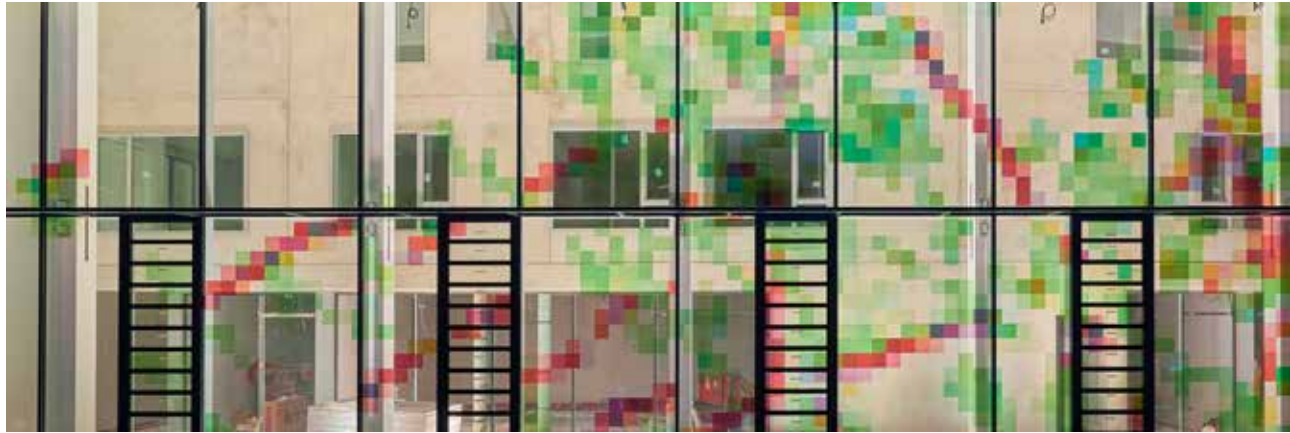
Wie lassen sich »Potsdam« und »Judentum« überhaupt zusammen denken? Was waren ihre ersten Assoziationen?

Bei der Volkszählung im Oktober 1946 wurden in Potsdam 24 Personen jüdischen Glaubens ermittelt, darunter auch Theodor Goldstein, der dann über Jahrzehnte als der einzige Jude in der Stadt galt. Seit März 1991 gibt es nun wieder jüdisches Gemeindeleben. Und heute entsteht mit dem Abraham Geiger Kolleg und dem Zacharias Frankel College im ehemaligen Hofgärtnerhaus im Welterbepark von Sanssouci ein Ausbildungszentrum für jüdische Geistliche. Gleichzeitig wird der Jüdische Friedhof in Potsdam – wie auch viele andere Gedenkstätten und Einrichtungen jüdischen Lebens in Deutschland – weiterhin und in letzter Zeit vermehrt zum Ziel rechtsradikaler Anschläge. In dieser Situation war es mir wichtig, eine Arbeit zu entwickeln, die zu Fragen des jüdischen Glaubens in Bezug steht, sich aber gleichzeitig ganz allgemein mit Fragen der Wahrnehmung und der Religion beschäftigt. Das Motiv des Dornbuschs findet sich sowohl in den Überlieferungen des Judentums als auch des Christentums sowie des Islam und spielt kunstgeschichtlich in vielen Epochen eine Rolle.



Abb. 4–7





Wie hat sich das Naturerlebnis eines blühenden Strauches in Israel denn für Sie mit der jüdischen Perspektive verbunden?

Abb. 9

In *The Bowery in two inadequate descriptive systems* (1974–75) untersucht Martha Rosler mit den zwei »unzureichenden Beschreibungssystemen« Fotografie und Sprache, was sie die »Armut der Repräsentation« nennt. Michel Foucault fragt in Bezug auf Magrittes Werk *La trahison des images* weitergehend, was überhaupt unter der »Realität« eines Gegenstandes zu verstehen sei. Im Judentum verbindet sich das Unaussprechliche und damit auch das Nicht-Darstellbare mit dem Namen Gottes.

Der Dornbusch als in der Wüste beheimatete Wildpflanze steht im Widerspruch zur ehemaligen Nutzung des Gebäudes: Eine Orangerie beherbergt in der Regel wertvolle exotische Kulturpflanzen. Bei der Umnutzung einer Orangerie drängt sich mir eine Reflexion über die historische und kulturelle Bedeutung dieses Horts des Exotischen auf: Der Dornbusch wird in dieser Hinsicht auch zu einem Gegenbild, zu einem Symbol für ein verändertes Wertesystem.

Welche Wirkung Ihres Werkes auf Studierende, aber auch auf Park-Besucher wünschen Sie sich?

This Is Not a Thornbush lässt sich im architektonischen Zusammenhang als raumgestaltender Eingriff erfahren: Farbige Quadrate werden ebenso zu einem Teil der Fassade des Gebäudes wie auch zu einem Licht-

filter, der die Fassade des »Hauses im Haus« bei Sonnenlicht farblich bespielt. Nutzer*innen des Gebäudes werden dabei niemals dem gleichen Werk gegenüberstehen und je nach Tages- und Jahreszeit sich verändernde Raum- und Lichtsituationen erleben. Die Arbeit bleibt so stets in Bewegung und in gewisser Weise unabgeschlossen. Dieser Aspekt passt für mich gut zu einem Ort der Forschung und Lehre. Die Repräsentation eines in seine Einzelteile zerlegten Ganzen paart sich mit der Information, dass es sich um die Einzelteile der Fotografie eines Dornbuschs handelt. Aber Vorsicht: »This Is Not a Thornbush«.



Die Synagoge am Neuen Palais Potsdam.



Bänke in der Synagoge am Neuen Palais Potsdam.



Bima und Ner Tamid



Toraschein der Synagoge am Neuen Palais
Potsdam.



Torakrone von Ludwig Yehuda Wolpert
(1900–1981).



Synagoge am Neuen Palais Potsdam mit Blick auf
SEO's (geb. 1977), »Die Wolken können träumen«
Südkorea 2021.

ULRICH KNUFINKE

DIE SYNAGOGE AM NEUEN PALAIS IN POTSDAM – ERSTE HOCHSCHULSYNAGOGE DEUTSCHLANDS

Die Einrichtung einer Synagoge für das Abraham Geiger Kolleg und das Zacharias Frankel College an der Universität Potsdam ist sowohl für die Geschichte der Universitäten als auch für die Architekturgeschichte der Synagogen in Deutschland ein bemerkenswertes Ereignis. Eine Synagoge als Lern- und Lehrort, als Ort des gemeinsamen Gebets der Studierenden und Lehrenden ist wie die akademisch gebundene Rabbinerausbildung in der Bundesrepublik neu.

Die Synagoge ist in der jüdischen Tradition seit jeher vor allem ein Ort der Zusammenkunft: Das gemeinsame Gebet, aber auch das gemeinsame Lernen und Diskutieren des Gotteswortes und der daraus abgeleiteten Lehren gehören in der Synagoge zusammen. Die Synagoge ist zugleich *Bet Knesset* (Haus der Versammlung), *Bet Tefila* (Haus des Gebets) und *Bet Midrasch* (Haus der Lehre), also des Studiums der Schriften als intellektueller Prozess. Dass im Mittelalter nicht das Wort »Synagoge«, sondern das Wort »Schul« (oder auch »Judenschule«) die geläufige Bezeichnung für die jüdischen Häuser und Räume des Gebets war, spricht für die Bedeutung des Lernens im Judentum und dafür, dass auch die nichtjüdische Bevölkerung sie vor allem als »Lernorte« wahrnehmen konnte. Bis heute sind die traditionellen Lehrhäuser der jüdischen Orthodoxie, die *Jeschiwot*, zugleich Bethäuser – und umgekehrt, ihre Synagogen sind immer auch Orte des religiösen Studiums, das von allen Gläubigen betrieben werden soll.

Die jüdische Reformbewegung, die sich im Gefolge der jüdischen Aufklärung, der *Haskala*, im späten 18. Jahrhundert entwickelte, stellte »Synagoge« und »Schule« in einen neuen Zusammenhang. In den jüdischen Reformschulen trat das traditionelle Talmud-Tora-Studium im Vergleich



Abb. 1: Traditionell eingerichtete moderne Synagoge Kehilot Yaakov in Jerusalem.



Abb. 2: Rekonstruktionsmodell des »Jacobstempels«, der 1810 eingeweihten Synagoge der Jacobsonschule in Seesen.

zu den Fächern »bürgerlicher« Bildung in den Hintergrund. Dennoch spielte die religiöse Unterweisung – analog zum christlichen Religionsunterricht in den nichtjüdischen Schulen – im Lehrplan eine große Rolle. Die in den größeren jüdischen Reformschulen eingerichteten Betsäle können als »Laboratorien« der Gottesdienstreform betrachtet werden, denn die Reformer wünschten auch, die als nicht mehr zeitgemäß empfundenen Formen der Liturgie zu erneuern.

HISTORISCHE SCHUL- UND HOCHSCHULSYNAGOGEN

Ein folgenreiches Beispiel einer solchen Schulsynagoge ist die »Jacobstempel« genannte, 1810 eingeweihte Synagoge der Jacobsonschule in Seesen (Abb. 2). Der lange Zeit in Braunschweig ansässige Bankier und Rabbiner Israel Jacobson (1768–1828) war ein Vorkämpfer der jüdischen Aufklärungs- und Reformbewegung (Abb. 3). Mit der Gründung seiner Freischule für jüdische und bald auch christliche Schüler in Seesen im Jahr 1801 verfolgte er das Ziel, den jüdischen Kindern durch ein erweitertes Bildungsspektrum neue Perspektiven der rechtlichen, sozialen und kulturellen Gleichstellung zu eröffnen, ohne dafür die jüdische Religion aufzugeben. Der »Aufstieg durch Bildung« war ein wesentliches Element der so genannten »Verbürgerlichung« der Juden im 19. Jahrhundert.

Der 1938 in der Reichspogromnacht restlos zerstörte Jacobstempel war ein rechteckiger Fachwerkbau mit geschwungenem Dach, bekrönt von einem Dachreiter mit der (Schul-)Glocke.

Das Innere (Abb. 4) war in bewusstem Anschluss an protestantische Kirchen gestaltet und spiegelte Jacobsons Vorstellungen einer Gottesdienstreform wider: Auf der Ostseite befand sich der Toraschrein zur Aufbewahrung der Torarollen. Davor ließ Jacobson ein in Synagogen neues Element aufstellen, einen Baldachin mit einem Predigtstuhl. Die regelmäßig auf Deutsch gehaltene Predigt war ein wesentlicher Teil seiner Reformbestrebungen.

Das traditionelle, hebräisch »Bima« genannte Podium mit dem Pult zur Verlesung aus der Tora stand nicht mehr in der Mitte des Raums, wie es bei orthodoxen aschkenasischen Synagogen bis heute üblich ist, sondern war in Richtung Toraschrein verschoben. Neu war auch, dass im Betsaal »Kirchen«-Bänke in Reihen aufgestellt waren statt der üblichen,



Abb. 3: Historische Postkarte (1901) mit den Gebäuden der Jacobsonschule in Seesen und dem Portrait des Schultifters Israel Jacobson.



Abb. 4: »Jacobstempel« – Synagoge der Jacobsonschule in Seesen (Innenraumaufnahme 1901).

entlang der Wände stehenden Einzelpulte – sie sollten dem Eindruck der damals viel beklagten Unordnung traditioneller Gottesdienste entgegenwirken. Insgesamt erhielt der Synagogenraum eine stärkere Ausrichtung auf die Ostseite: Statt der bis dahin üblichen zwei Zentren (Toraschrein im Osten, Bima in der Mitte) gab es nur noch einen räumlichen Fokus. Zur Ordnung der Liturgie trug zudem bei, dass Jacobson einen Chor und eine Orgel erklingen ließ, beides bis dahin im deutschsprachigen Raum unbekannte und seinerzeit heftig umstrittene Einrichtungen ([ABB 5](#)).

Mit dem Jacobstempel, der Seesener Schulsynagoge, hatte die aufkeimende jüdische Gottesdienstreformbewegung ein erstes architektonisches Beispiel für das gefunden, was bald als »Reformsynagoge« (»Orgelsynagoge«, »Choralsynagoge«) für Gemeinden des liberalen Judentums in aller Welt zum gültigen Schema ihrer Bauwerke werden sollte.

In der Folgezeit wurden in einigen weiteren Städten Betsäle eingerichtet, die von reformorientierten Gruppen unterhalten wurden. Ebenfalls im Kontext einer jüdischen Reformschule, dem 1804 gegründeten Philanthropin in Frankfurt am Main, entstand so 1813 der Betsaal im Kompostellhof, wo die Schüler regelmäßig Andachten abhielten und eine Orgel erklang. Der Frankfurter klassizistische Architekt Rudolf Burnitz gestaltete hier 1828 einen neuen Betsaal – die offen sichtbare Orgel und das erhöht aufgestellte Predigtstuhl bildeten den Fokus des Raums ([ABB. 6](#)).

Elf Jahre zuvor, 1817, hatte die Hamburger Reformgemeinde, der im selben Jahr gegründete »Neue Israelitische Tempelverein«, ihren ersten Tempel eröffnet. Er war ebenfalls in einem bestehenden Gebäude eingerichtet. Der zweite »Tempel« der Hamburger Gemeinde, 1844 eingeweiht in der Poolstraße, gehört nach Seesen zu den frühesten eigens errichteten Synagogen des liberalen Judentums, er ist bis heute als Ruine erhalten.

Mit der Entwicklung des Reformjudentums sollte sich auch die religiös-theologische Ausbildung der Rabbiner grundlegend ändern. Sie wandelte sich seit dem 19. Jahrhundert zu einem akademisch orientierten Studium. Die »Wissenschaft des Judentums«, vor 200 Jahren von



Abb. 5: Die Orgel im Jacobstempel in Seesen war die erste Orgel in einer Synagoge im deutschsprachigen Raum. Sie befand sich auf der Empore vor der Westwand des Baus (Aufnahme von 1910).



Abb. 6: Der 1828 eröffnete, von Rudolf Burnitz umgestaltete Betsaal der Frankfurter Reformgemeinde im Kompostellhof. In der jüdischen Reformschule »Philanthropin« gab es wohl seit 1813 Schulandachten und Gottesdienste.

Menschen begründet, die einerseits eine traditionelle Ausbildung erfahren hatten, die andererseits aber als Schüler jüdischer Reformschulen (wie Leopold Zunz in der Samson-Schule in Wolfenbüttel) auch das aufgeklärte Bildungsideal kennengelernt hatten, übertrugen die Methoden des akademischen Studiums und der wissenschaftlichen historisch-theologischen Forschung auf das Judentum als Religion. Rabbiner sollten ihrem zunehmend akademisch gebildeten, bürgerlichen jüdischen Publikum ebenso »auf Augenhöhe« begegnen wie den studierten Geistlichen der Kirchen. Die »Akademisierung« der Rabbinerausbildung verfolgten nicht nur die Gemeinden des liberalen Judentums, auch die sich parallel entwickelnde Neoorthodoxie forderte von ihren Rabbinern neben den traditionellen Kenntnissen eine akademische Durchdringung der Lehre.

Mit der Gründung diverser Rabbinerseminare unterschiedlicher Ausrichtung – zum Beispiel in Breslau (1854), Berlin (Hochschule für die Wissenschaft des Judentums, 1872, Rabbinerseminar zu Berlin, 1873) und Budapest (1877), bald aber auch in Cincinnati (1875) und New York (1886) – entstand eine jüdische Hochschullandschaft, die sich wissenschaftlich an den theologischen, philologischen und historischen Fakultäten der Universitäten orientierte. Der Synagogenraum (Bét Jehuda Zsinagóga) des Budapester Rabbinerseminars wird auch heute noch von der traditionsreichen Stätte der Rabbinerausbildung genutzt ([ABB. 7A UND 7B](#)). Abgesehen von der jüdisch-theologischen Ausbildung war ein vorheriges oder paralleles Studium an einer staatlichen Hochschule für die Studenten so gut wie obligatorisch. Dies galt auch für die Ausbildung (neo-)orthodoxer Rabbiner, die an eigenen Lehrstätten erfolge. Auch orthodoxe Gemeinden unterhielten Schulsynagogen, zum Beispiel die Gemeinde Adass Jisroel in Berlin im Siegmundshof ([ABB. 8](#)).

In Deutschland konnte die immer wieder von jüdischer Seite geforderte Integration der jüdisch-theologischen Ausbildung in die staatlichen Universitäten, analog zu den christlichen Theologien, weder im Kaiserreich noch in der Weimarer Republik erreicht werden. So gab es, soweit bekannt, keine jüdischen Beträume an staatlichen deutschen Hochschulen. Der Nationalsozialismus zerstörte dann die deutsch-jüdische Bildungslandschaft vollständig.



Abb. 7a und 7b: Bét Jehuda Zsinagóga des Budapester Rabbinerseminars.



Abb. 8: Synagoge im Schulgebäude der Gemeinde Adass Jisroel, Berlin-Hansaviertel, Siegmundshof 11 (eingeweiht 1926).

MODERNE HOCHSCHULSYNAGOGEN

Die Hochschulsynagoge als religiöse Einrichtung an einer staatlichen Universität ist eine Erscheinung der jüngeren Vergangenheit. Architektonisch bedeutende Hochschulsynagogen sind vor allem in Israel entstanden. Der Kontext der israelischen Universitätssynagogen ist ein anderer als der der angesprochenen religiösen Lehrstätten: Sie sind Teil von Hochschulen mit unterschiedlichsten Fakultäten und damit eher Orte der individuellen Religionspraxis der Studierenden als der theologischen Lehre. Sie entsprechen in dieser Funktion den Kapellen und Kirchen zahlreicher Hochschulen christlich geprägter Länder.

Jerusalem: Israel-Goldstein-Synagoge der Hebräischen Universität – Heinz Rau und David Resnick, 1957

Die architektonische Gestaltung der neuen Baugattung »Hochschulsynagoge« im Kontext nicht-religiös ausgerichteter Universitäten in Israel gab Freiraum für räumliche und formale Experimente. Zu den interessantesten Beispielen gehört die von Heinz Rau (1896–1965) und David Resnick (1924–2012) entworfene Israel-Goldstein-Synagoge auf dem Edmond J. Safra-Campus der Hebräischen Universität in Jerusalem, eingeweiht 1957 [\(ABB. 9\)](#). Der Campus wurde als Ersatz für die seit 1918 erbauten Einrichtungen der Universität auf dem Mount Scopus angelegt, die seit dem Krieg nach der Staatsgründung 1948 nicht mehr für den Lehrbetrieb zugänglich waren. Der neue Campus entstand auf einem Hügel, der parallel zu dem verläuft, auf dem mit dem Parlamentsgebäude (Knesset), den Regierungsbauten und dem Israel-Museum die zentralen Orte staatlicher Repräsentation und kultureller Identifikation des jüdischen Staats errichtet wurden. Die Hebräische Universität gehört damit zu diesen Orten, ihre Synagoge musste gebauter Ausdruck eines modernen israelisch-jüdischen Selbstverständnisses sein.

Gelegen zwischen den Institutsbauten und den Studierendenwohnheimen in einer felsigen, naturnahen Parklandschaft, ist die Israel-Goldstein-Synagoge eines der formal außergewöhnlichsten Gebäude des Campus: Eine runde, pilzförmige Sphäre lagert auf dem schroffen Untergrund, ihr Weiß strahlt über die karg bewachsene Umgebung. Man betritt das Bauwerk durch einen offenen Raum im Erdgeschoss, von hier führt eine Treppe in den Betsaal mit seinem Kuppelraum, der die Gemeinde zusammenfasst und überwölbt – eine konstruktiv und ge-



Abb. 9: Israel-Goldstein-Synagoge auf dem Edmond J. Safra-Campus der Hebräischen Universität Jerusalem im Stadtteil Givat Ram.

stalterisch innovative Architektur für eine durch zweitausend Jahre kontinuierlich entwickelte Bauaufgabe.

Jerusalem: Synagoge im Hebrew Union College – Heinz Rau, 1963

Für eine gänzlich andere Formsprache entschied sich Heinz Rau bei seiner Synagoge für den Campus des Hebrew Union College in Jerusalem [\(ABB. 10\)](#). Auf einem Hügel westlich gegenüber der Altstadt entstand 1963 die theologische Ausbildungsstätte als »Außenstelle« des in Cincinnati und New York ansässigen Colleges, das seit 1875 zu den Zentren des liberalen Judentums in den USA gehört. Die schlichte, später durch den israelischen Architekten Moshe Safdie erweiterte Anlage ist aus einfachen, kubischen Baukörpern gebildet. Der Betsaal in einem zur Straße vorgeschobenen Trakt ist nach außen nicht als Synagoge erkennbar, und auch innen ist der Raum schlicht wie ein Auditorium eingerichtet. Das formale Zurückgehen auf das Verlesen, Hören und Diskutieren des Gotteswortes findet in der Synagoge des Hebrew Union Colleges in einer modernen Sakralarchitektur statt, die gerade nicht nach einer besonderen Architektur-Symbolik sucht, sondern im besten Sinne »funktional« den Ansprüchen der Gemeinde dient.

Aus der Zeit der architektonischen Postmoderne sind zwei weitere Hochschulsynagogen in Israel hervorzuheben: Die Hecht-Synagoge [\(ABB. 11A UND 11B\)](#) des seit den 1980er-Jahren ausgebauten Campus der Hebräischen Universität auf dem Mount Scopus in Jerusalem und die Cymbalista-Synagoge [\(ABB. 12\)](#) auf dem Gelände der Universität Tel Aviv. Hinsichtlich ihrer Einbindung in die weiteren Hochschulbauten verkörpern sie geradezu gegensätzliche Konzepte.

Jerusalem: Hecht-Synagoge der Hebräischen Universität – Ram Karmi, 1981

Die Hecht-Synagoge ist in das festungsartige, ganz im Sinne eines monumentalen Strukturalismus entworfene Universitätsgebäude eingebunden. Ram Karmi (1931–2013) lieferte den Entwurf für die 1981 fertig gestellte Synagoge und die gesamte Anlage. Anders als bei den anderen Synagogen staatlicher Hochschulen in Israel ist hier die Synagoge integraler Teil der Fakultätsbauten. Der polygonale Baukörper akzentuiert die Südseite des Komplexes [\(ABB. 11A\)](#).



Abb. 10: Synagoge im Hebrew Union College in Jerusalem.



Abb. 11a: In das Universitätsgebäude eingebundene Hecht-Synagoge mit ihrem polygonalen Baukörper, Hebräische Universität in Jerusalem, Mount Scopus.

Der Synagogenraum (ABB. 11B) ist von Bögen um- und überfangen, so dass sich ein innerer Bereich und eine äußere Raumschale (für Treppen und einen Umgang) bilden. So entsteht ein Zentralraum, der jedoch eine eindeutige Ausrichtung erfährt: ein Panoramafenster öffnet sich zum von hier aus in Sichtweite liegenden Tempelberg der Altstadt – vielleicht die faszinierendste Aussicht, die man in einer Synagoge haben kann. Nicht einmal der Toraschrein wurde diesem Blick in den Weg gestellt, können sich die Betenden hier doch direkt auf den Standort des Tempels richten anstatt auf den Toraschrein als seinen symbolischen Stellvertreter.

Tel Aviv: Cymbalista-Synagoge der Universität – Mario Botta, 1998

Weltweite Beachtung fand die 1998 auf dem seit den 1950er-Jahren im Norden Tel Avivs angelegten Universitätscampus eingeweihte Cymbalista-Synagoge. Zwischen architektonisch bedeutenden Instituts-, Bibliotheks- und Museumsbauten der späten Moderne und des so genannten Brutalismus sticht die Synagoge des Schweizer Architekten Mario Botta (geb. 1943) durch ihre Gestalt und ihr Material heraus. Aus einem flachen, rechteckigen Sockelgebäude erheben sich zwei unten zunächst quadratische, oben kreisrunde Trichterformen, die mit Naturstein verkleidet sind (ABB. 12). Ein gemeinsames Foyer erschließt die beiden nur von oben belichteten Räume, die auch innen steinerne Oberflächen zeigen. Der eine ist zwar in modernen Formen, aber nach traditioneller Ausrichtung als Synagoge mit Toraschrein im Osten und Bima im Zentrum ausgestattet, der andere verfügt über eine hōr-saalartige Ausstattung – nach den ursprünglichen Planungen in der Art von Reformbetsälen wie jenem des Hebrew Union College in Jerusalem (VGL. ABB. 10). Die skulpturale, an keine Tradition des Synagogenbaus anknüpfende Gestalt der Cymbalista-Synagoge zeigt, wie variabel und vielfältig die wenigen räumlich-funktionalen Vorgaben der jüdischen Liturgie ausgelegt werden können: Es entstand ein markanter, einzigartiger Bau, der die Reihe der architektonisch innovativen Hochschulsynagogen Israels fortführte. Nur selten wurden christliche und jüdische Campus-Andachtsräume nach einheitlichem Konzept gestaltet. Hierzu zählt die Anlage aus drei „Kapellen“ in der Brandeis-University (Waltham, Massachusetts) aus den 1950er-Jahren, gestaltet von Harrison und Abramowitz.



Abb. 11b: Synagogenraum der Hecht-Synagoge der Hebräischen Universität in Jerusalem mit dem auf den Tempelberg gerichteten Panoramafenster.



Abb. 12: Cymbalista-Synagoge der Universität Tel Aviv mit ihrer außergewöhnlichen skulpturalen Form.

DIE SYNAGOG AM NEUEN PALAIS IN POTSDAM – ELISABETH RÜTHNICK, 2021

Die geschilderten Beispiele zeigen, dass das Thema der »Hochschulsynagoge« eine fast sieben Jahrzehnte umfassende »Vorgeschichte« hatte, als in Potsdam 2019 die Bauarbeiten für die erste derartige Einrichtung in der Bundesrepublik Deutschland begannen.

Erste Planungen für eine Synagoge im Kontext einer Hochschule fanden in der Bundesrepublik aber schon in den 1970er-Jahren statt. Seinerzeit zeichnete sich die Gründung der Hochschule für jüdische Studien als staatlich anerkannte Einrichtung des Zentralrats der Juden in Deutschland ab, die schließlich 1979 in Heidelberg eröffnet wurde. Entwürfe für ein Studentenwohnheim mit Synagogengebäude wurden jedoch nicht realisiert, stattdessen entstand 1995 in Heidelberg eine neue Gemeindesynagoge nach einem Entwurf von Alfred Jacoby, die auch die jüdischen Studierenden besuchen sollten.

Mit der Gründung des Abraham Geiger Kollegs, das der Universität Potsdam angegliedert ist, gibt es seit 1999 in Deutschland erstmals seit der Zeit des Nationalsozialismus wieder eine Ausbildungsstätte für liberale Rabbiner*innen und Kantor*innen. In ihren Räumen in Berlin richtete das Kolleg für die Studierenden einen Betsaal ein, der zur Lehre und dem Gebet dient (ABB. 13). Die Etablierung eines Zentrums für die entsprechende theologische Ausbildung im Nordtorgebäude des Schlossparks von Sanssouci als Einrichtung der Universität Potsdam eröffnete die Möglichkeit, die erste Hochschulsynagoge der Bundesrepublik einzurichten.

Als Ort für das Studium und die liturgische Lehre am Kolleg, aber auch für das Gebet aller jüdischen Studierenden der Universität steht sie in der doppelten Tradition des »Lehrhauses« und des »Bethauses«, des überlieferten »Bet Midrasch« und der modernen »Campus-Synagoge«. Das im Kern barocke Nordtorgebäude mit der angrenzenden Orangerie hat eine komplizierte, weit zurückreichende Geschichte (vgl. Astrid Fritsche in diesem Band) und steht selbstverständlich unter Denkmalschutz, ein auffälliger Neubau wie bei den Campus-Synagogen der israelischen Universitäten kam im Areal des UNESCO-Welterbes »Schlösser und Parks von Potsdam und Berlin« nicht in Frage. Darum wurde entschieden, einen Teil des historischen Gebäudes innen zum Betsaal für rund 50 Betende umzugestalten. Synagogen in historischen Mauern ursprünglich für



Abb. 13: Synagoge des Abraham Geiger Kolleg von 2009 bis Anfang 2021 in der Berliner Kantstraße 152.

andere Zwecke errichteter Bauten einzurichten, ist nicht ungewöhnlich. So war zum Beispiel in Bamberg ein ganzes Gemeindezentrum mit Synagoge in eine ehemalige Fabrikanlage eingepasst worden (eingeweiht 2005), in Bielefeld (2008) und Hannover (2009) wurden aufgegebene evangelische Kirchen entsprechend umgestaltet.

Die Berliner Architektin Elisabeth Rühnik und ihr Büro übernahmen den Auftrag zum Umbau des Nordtorgebäudes und zur Gestaltung der Potsdamer Universitätssynagoge.

Äußerlich sollte der eingeschossige, mit einem Satteldach versehene Zwischentrakt zwischen dem vierflügeligen ehemaligen Gärtnerhaus und der Orangerie in seiner ursprünglichen Kubatur erhalten bleiben, bauliche Hinweise auf die synagogale Funktion sind nicht vorgesehen. Der Betsaal befindet sich im rechteckigen Erdgeschoss, darüber sind Seminarräume angeordnet. Die innere Ordnung des Raums stellt eine Synthese traditioneller und neuer Elemente dar (*vgl. den fotografischen Rundgang S. 100–107*). Wie es Tradition ist, steht der Toraschrein auf der nach Osten, in Richtung Jerusalem gerichteten Seite des Raums. Das Pult für die Verlesung der Tora ist ein rechteckiger Tisch im Zentrum des Saals.

Die Anordnung der Sitzbänke in einander gegenüberstehenden Reihen entlang der Längswände des Raums ist eine Neuerung: Bei den älteren liberalen Synagogen kam sie nicht vor; dort richtete man die Bankreihen in Richtung Toraschrein und Predigtstuhl aus, wie in Kirchen in Richtung des Altars und der Kanzel. Einander gegenüber stehende Sitzbänke sind auch in orthodoxen Synagogen des aschkenasischen Ritus unüblich, wo die Beter um die in der Raummitte angeordnete Bima ihre Plätze haben. Die in Potsdam gewählte Anordnung der Sitze, die den Betenden ein besseres gegenseitiges Sehen und damit eine intensivere Kommunikation ermöglicht, kommt historisch in den traditionellen sefardischen Synagogen vor – dort stehen sich der Toraschrein im Osten und das Podium zur Toralesung im Westen gegenüber, der Gang dazwischen bietet Raum für eine Prozession mit den Torarollen, die alle Besucher verfolgen können. Ein wesentlicher Unterschied zu traditionellen aschkenasischen und sefardischen Synagogen ist aber, dass es keine Trennung der Geschlechter gibt, die in orthodoxen Bethäusern durch Frauenemporen, separate Frauenräume oder wenigstens durch mobil eingezogene Paravents hergestellt wird.

Zu den charakteristischen Ausstattungsstücken der liberalen Synagogen gehört seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts die Orgel, deren Musik ein neues, den Gottesdienst ordnendes Element war. Orgeln fanden entweder auf einer Empore im Westen der Gottesdiensträume ihren Platz, zum Beispiel im Seesener Jacobstempel und in der Synagoge in der Oranienburger Straße in Berlin, oder sie wurden in den Wandaufbau oberhalb bzw. seitlich des Toraschreins auf der Ostseite integriert, zum Beispiel im Reformtempel in der Johannisstraße in Berlin und in der Potsdamer Synagoge. Im neuen Potsdamer Synagogenraum steht die Orgel frei in einer Ecke gegenüber dem Eingang – als geradezu emblematisches Ausstattungsstück der liberalen Synagogen wird sie damit den Besucher*innen sehr bewusst vor Augen gestellt.

Die Gestaltung des Raums und der Ausstattungsstücke ist schlicht, aber eine ausgefeilte Lichtregie gibt ihm einen besonderen Charakter: Vor den eigentlichen Außenwänden ist ein metallisches Gewebe angebracht, das den Raum gleichsam einhüllt und durch das das Licht gebrochen einfällt – das textil vorzustellende Stiftszelt, das erste, wandernde Heiligtum der Israeliten, kann hier durchaus assoziiert werden. Auch die Beleuchtung im Raum trägt in der Absicht der Architektin zu einem besonderen Raumerlebnis bei, sie schreibt: »Die Beleuchtung ist darauf ausgelegt, den Ablauf von Gottesdiensten und Lehrveranstaltungen sowohl funktional zu gewährleisten als auch atmosphärisch zu unterstreichen. Dies beinhaltet eine Grundbeleuchtung, die das Lesen der religiösen Schriften ermöglicht sowie eine ergänzende inszenierende Beleuchtung von rituellen Handlungen und Objekten, zur Erzeugung von Raumatmosphäre entsprechend der verschiedenen Raumnutzungen. Der Toraschrein soll eine Gravur mit einem Siebenarmigen Leuchters [Menora] erhalten, der teilweise mit Lichtlinien inszeniert wird.« Ausgehend von den stilisierten sieben Armen sind weitere streifenförmige Beleuchtungselemente in der Decke installiert, so dass der gesamte Raum von den vom Toraschrein ausgehenden »Strahlen« überzogen wird – das symbolische »Licht« der Lehre wird zur tatsächlichen Beleuchtung des Lehrens und Lernens. Eine völlig neue Gestaltung wurde für die Bima und das Ewige Licht gefunden, das traditionell vor dem Toraschrein hängt: »Die Bima [besteht] aus hinterleuchtetem Faserbeton (als ewiges Licht) mit hebräischer Inschrift.«

Im Vergleich mit den geschilderten israelischen Hochschulsynagogen ist der Potsdamer Betsaal schon wegen seiner geringeren Größe weniger auffällig und aufwändig, zumal er in einem historischen, denkmalgeschützten Gebäudekomplex seinen Ort findet. Von außen ähnlich »unscheinbar« wie der Jerusalemer Betsaal des Hebrew Union College und weit entfernt von den skulpturalen Erfindungen der Goldstein- und der Hecht-Synagoge in Jerusalem oder der Cymbalista-Synagoge in Tel Aviv, ist die Potsdamer Hochschulsynagoge im Innern ebenfalls ein Experiment mit Atmosphären des »Sakralen«. Sie ist damit ein weiteres Beispiel dafür, dass das Abstrakt-Atmosphärische in der modernen Sakralarchitektur häufig den Vorrang vor dem Traditionell-Symbolischen erhält. Neben zahlreichen modernen Kirchenbauten stehen etliche der jüngeren Synagogen in der Bundesrepublik für diesen Weg einer abstrakt-atmosphärischen Gestaltung, exemplarisch genannt seien die Bauten in Dresden (2001) und München (2006) des Architekturbüros Wandel, Hofer, Lorch und Hirsch oder die Synagoge in Duisburg von Zvi Hecker (1999).

Die neue Hochschulsynagoge in Potsdam zeigt sowohl in ihrer funktional-räumlichen Disposition als auch in ihrer jahrtausendalten Symbolik neu interpretierenden Ausgestaltung neue Wege zur Synthese tradierter Formen und eines zeitgenössischen Verständnisses des »Sakralen« in der Architektur.

SEO

»DIE WOLKEN KÖNNEN TRÄUMEN«

SEO

Geboren 1977 in Gwangju, Südkorea – besucht von 1992 bis 1996 die Kunsthochschule Gwangju und studierte von 1996 bis 2000 an der dortigen Chosun-Universität, wo sie am Ende Ihres Studiums die Auszeichnung als »Beste Studentin des Jahres« erhielt. Noch im selben Jahr verließ sie Südkorea, um in Deutschland ihre Forschung und Studien der westlichen und zeitgenössischen Kunst zu intensivieren. Im Jahr 2001 wurde SEO an der Universität der Künste (UdK) in Berlin in die Klasse von Georg Baselitz aufgenommen, belegte 2003 und 2004 den Meisterkurs und wurde Meisterschülerin von Baselitz. SEO wurde außerordentlich mit dem Sonderpreis des Präsidenten der Universität der Künste Berlin und 2005 mit dem angesehenen Falkenrot Preis des Künstlerhauses Bethanien ausgezeichnet, der an Künstler*innen vergeben wird, deren Arbeiten Grenzen künstlerischer Disziplinen überschreiten und damit neue Maßstäbe setzen. Ihre Werke werden international in vielen renommierten Sammlungen, Galerien und Museen rund um die Welt ausgestellt, so zum Beispiel im Museum of Modern Art in New York (MoMA), dem Museum Ludwig in Koblenz, dem Ontario Museum/Toronto, auf mehreren Biennalen in Venedig, in der Sammlung der Rothschild Foundation.

KUNST IN DER SYNAGOGE AM NEUEN PALAIS POTSDAM

Es ist das »Wesen der Dinge«, das ich suche, und ich liebe es, Geschichten zu erzählen und zu hören. Durch das Studium der traditionellen Kalligrafie in Südkorea und dann der zeitgenössischen westlichen Malerei an der Universität der Künste in Berlin beschäftigte ich mich schon früh mit dem Spannungsfeld interkultureller Diskrepanzen. Besonders faszinierte mich dabei, wie sich dieser Zustand über das Individuum in die gesellschaftliche Ebene hinein auswirkt. Dieses Spannungsfeld erweiterte sich in mei-





SEO (geb. 1977), »Die Wolken können träumen«,
Synagoge am Neuen Palais Potsdam.

ner Kunst zunehmend um die Themen der Globalisierung, der Technologie, der Natur sowie des (Lebens-)Raums, der uns umgibt, wobei konsequent subjektive Erfahrungen und meine Lebensgeschichte einfließen. Der Zugang zu diesen Themen ist sowohl in den großen Malereien, den aufwendigen Skulpturen, aber auch in der von mir entwickelten Collage-Technik aus selbst produziertem Reispapier stets emotional geprägt.

Um für das Projekt in der Synagoge am Neuen Palais in Potsdam einen inhaltlichen Ausgangspunkt zu finden, entschied ich mich für die Symbole des »Wassers« und des »Baumes«, um das »Wesen der Dinge« herauszuarbeiten: In der (jüdischen) Religion steht der Baum als Symbol für das Leben. Er spendet Schatten in der Hitze und Früchte zur Ernährung; er ist dabei fest verwurzelt im Hier und Jetzt. Das Wasser transzendiert das Leben und macht mit seiner ewigen Tiefe das Paradies für den Menschen greifbar. Zudem ist es die Quelle, aus der das Leben entsteht und aus dem der Baum seine Lebenskraft zieht.

Um diesen wichtigen inhaltlichen Gedanken vom »Kreislauf des Lebens« in den Prozess der Skulptur hineinzuarbeiten, suchte ich nach einem Ansatz von besonderer Art. Ich zeichnete das Wasser mit seinen organischen Verläufen und Formen auf das Aluminium und schnitt die so entstandenen »Wasser-Formen« anschließend aus dem Aluminium heraus. Mit diesen »Cut-Outs« wurde die aus abstrahierten Bäumen, Wolken und Wasser bestehende Skulptur gestaltet. Das Wesentliche an dem Konzept ist also, dass alle Objekte aus den Strukturen des Wassers »herausgearbeitet« wurden und damit der »Kreislauf des Lebens« durch den »Kreislauf der Materialien« reflektiert wird.

Eine besondere Rolle bei der Installation und Skulptur kommt dem Licht zu. Es bestrahlt die Skulptur selbst und ist zugleich auch in die gesamte Gestaltung der Synagoge integriert. Je nachdem, aus welcher Entfernung und aus welchem Winkel die Skulptur betrachtet wird, erlebt man ein neues sinnliches Spiel von Licht und Schatten, und alles ist in ständiger Bewegung und Erneuerung. Die Wolken scheinen immer einen anderen Traum zu träumen. Gleichzeitig lässt die blaue Illumination des Tora-Schreines und im Sitzbereich Besucher und Zuschauer in endlosem Wasser gleiten – eine Transzendenz zum Geistigen wird geschaffen. Die Rezipienten sollen angeregt werden, in sich selbst zu gehen, zu reflektieren und spirituell zu erforschen – um so die Träume der Wolken zu erspüren.



Abb. 1: Boaz Yemini (geb.1956), Schabbatleuchter.



Abb. 2: Boaz Yemini (geb.1956), Mesusa.



Abb. 3: Yaacov and Boaz Yemini, Kerzenhalter (1999).



Abb. 4: Boaz Yemini (geb. 1956), Toraschild
»Zwölf Stämme« (Israel 2021).



Abb. 5: Yaacov Yemini (geb. 1929), Rimonim, Israel
1960, Sammlung Israel Museum Jerusalem.

WALTER HOMOLKA

DIE YEMINIS – DREI GENERATIONEN DESIGN IM DIENSTE DES JUDENTUMS

An den Türrahmen des Königlichen Hofgärtnerhauses und der benachbarten School of Jewish Theology befinden sich silberne *Mesusot*: Metallhülsen gemäß der wörtlichen Auffassung des Gebotes in Dtn 6,9: »[...] und schreibe sie [die Worte] auf die Pfosten deines Hauses und an deine Tore.« Das handbeschriebene Pergament darin enthält die Verse Dtn 6,4–9;11,13–21, die ersten beiden Abschnitte der Proklamation *Schma Jisrael*: »Höre Jisrael, der Ewige, unser Gott, der Ewige ist einig.« Die zeitlos-schlicht gestalteten Mesusot, die hier verwendet werden, [\(ABB. 2\)](#) sind mit dem hebräischen Buchstaben *schin* versehen, der für den Gottesnamen Schaddai steht, der wiederum als Kürzel für *schomer daltot jisrael* (»Bewahrer der Türen Israels«) verstanden werden kann.

Der jüdische Kalender bietet zahlreiche Gelegenheiten für den Gebrauch weiterer wunderbar gefertigter Ritualgegenstände: Ein schön gestalteter *Kidduschbecher* oder ein Paar feingliedriger *Schabbatkerzenleuchter* [\(ABB. 1\)](#) schmücken so gut wie jeden jüdischen Haushalt. Und wenn man die Kerzen an einer besonderen *Chanukkia* anzündet oder zur Hawdala den Duft aus einer handgefertigten *Besamim-Büchse* einatmet, dann wird die Kraft des rituellen Objektes freigesetzt, und die Auseinandersetzung mit dem Symbol beginnt – solche Judaica bilden quasi die Schnittstelle von Glauben und Kunst. Ganz ähnlich ist es mit dem Toraschmuck, zu dem neben Textilien auch zumeist silberne Toraufsätze, Torakronen und -schilder gehören.

Die Toraufsätze werden als *rimonim* (»Granatäpfel«) bezeichnet [\(ABB. 5\)](#) – ein Motiv, das schon in biblischer Zeit Verwendung fand. Sie dienen als Aufsätze für die beiden Holzstangen, um die die Torarolle gewickelt wird, und werden bereits bei Maimonides (1135–1204) erwähnt. Es handelt sich dabei meist um kunstvoll gestaltete silberne Hohlkörper, die manchmal auch noch mit Glöckchen oder Schellen versehen werden.

Der Granatapfel mit seinen zahllosen Kernen ist im Judentum ein beliebtes Symbol für die 613 Gebote der Tora. Die zwei gedrechselten Holzstäbe wiederum werden auch als *ez chajim* (»Baum des Lebens«) bezeichnet. Aus Metall, zumeist aus Silber, ist die *Torakrone* (*keter tora*), die je nach lokalem Brauch an bestimmten Tagen anstelle der Rimonim auf die Torarolle gesetzt wird und deren königliche Lehre symbolisiert. Ist die Krone zu schwer, um mit der Tora herumgetragen zu werden, so kann sie neben dem Toraschrein zur Schau gestellt werden. In Italien wird eine oben offene Krone zusammen mit den Rimonim aufgesetzt. Die Kronen sind häufig mit den Namen ihrer Stifter und der entsprechenden Jahreszahl versehen.

Bei dem ebenfalls zumeist silbernen *Toraschild* (*tas*, »Platte«) handelt es sich um ein rein dekoratives Zierschild, das mit silbernen Ketten an die gedrechselten Holzstäbe der Torarolle gehängt wird und den Toramantel zum Teil überdeckt. Es kann mit Häkchen zur Aufhängung des Torazeigers versehen werden.

Das Schild ist in der Regel rechteckig oder kartuschenförmig und hat in seiner unteren Hälfte eine Einschubvorrichtung für Täfelchen, die den jeweiligen Feiertag bezeichnen. Als Schmuckmotive dienen unter anderem Zeremonialobjekte aus dem Tempel, Festtagssymbole, die Bundestafern, die Säulen Jachin und Boas (so wurden die beiden Säulen genannt, die am Eingangstor des Salomonischen Tempels standen) oder auch Löwen und Kronen. Hin und wieder finden sich auch biblische Gestalten wie Aaron und Mose.

Der *Torazeiger* wird *jad* (»Hand«) genannt und dient dem Vorbeter oder der Vorbeterin dazu, demjenigen Gemeindemitglied, das zur Toralesung aufgerufen wurde, den Verlauf der jeweiligen Textzeilen zu bezeichnen [\(ABB. 6\)](#). So wird auch vermieden, dass das empfindliche Pergament mit den eigenen Händen berührt wird. Üblicherweise ist der in der Regel silberne Zeiger in Form einer kleinen Hand mit ausgestrecktem Zeigefinger gestaltet. Oft wird der Jad mit dem Namen seines Spenders versehen.

Die *Menora*, der siebenarmige Leuchter, der zum offiziellen Emblem des Staates Israel geworden ist, gehörte schon zum Kultgerät des Stiftszeltes und stand der Überlieferung nach auch an der Westseite



Abb. 6: Yaacov Yemini (geb. 1929), Torazeiger, Israel 2009.

des Zweiten Tempels in Jerusalem. Der Tempelleuchter war bereits in der Antike ein verbreitetes Symbol für das Judentum, wobei die brennende Menora das ewige Leben symbolisiert. In traditionell ausgerichteten Synagogen findet man heute – aus dem Gedanken heraus, dass die Synagoge den Tempel nicht imitieren darf – keine siebenarmigen Leuchter, sondern stattdessen sechsamige. Liberale Synagogengemeinden gebrauchen indes siebenarmige Leuchter auch als bewussten Hinweis darauf, dass sie in der Diaspora zu Hause sind. Außerdem befindet sich in jeder Synagoge eine *Ampel* oder Lampe mit dem Ewigen Licht (*ner tamid*), die in der Regel vor dem Toraschrein niederhängt.

Die Zeremonialobjekte werden in ihrer Gesamtheit auch *kle kodesch* (»heiliges Gerät«) genannt – ein Begriff, der symbolisch auch für die mit dem Kultus betrauten Personen im Gottesdienst verwendet wird. All diese Ritualgegenstände finden sich auch in der Synagoge des Abraham Geiger Kollegs wieder; viele davon stammen aus einer Silberschmiede in Jerusalem, aus dem Atelier der Familie Yemini.

Yehia Yemini (1897–1983), Nachkomme einer jemenitischen Familie aus Sana, die schon seit Generationen Silber bearbeitet, begann seine Ausbildung im Jahr 1908 im Alter von elf Jahren an der Jerusalemer Bezalel-Hochschule für Kunst. Die Schule war erst zwei Jahre davor gegründet worden und bis zu ihrer vorübergehenden Schließung 1929 bestrebt, einen eigenständigen künstlerischen Stil zu entwickeln, in dem sich westliche und östliche Einflüsse verbanden. Die Idee dazu hatte Boris Schatz (1866–1932), der sich 1903 damit an Theodor Herzl wandte. Ein Aufruf in der Berliner Zeitschrift *Altneuland* im Januar 1905 führte zur nötigen Unterstützung für das Projekt. Der Name verweist auf Ex 31,1–5: »Und der Ewige redete zu Moscheh und sprach: Siehe, ich habe namentlich berufen Bezal’el, Sohn Uris, des Sohnes Churs, vom Stamme Jehudah. Diesen habe ich erfüllt mit dem Geiste Gottes an Kunstfertigkeit und an Einsicht und an Erkenntnis und an aller Geschicklichkeit, Gedanken zu denken, auszuführen in Gold und Silber und Kupfer und im Bearbeiten der Steine zum Einsetzen und im Bearbeiten des Holzes, auszuführen in aller Geschicklichkeit.«

Yehia Yemini selbst, sein Sohn *Yaakov* (1929–2010), sein Enkelsohn *Boaz* (geb. 1956) und dessen Ehefrau *Margie Adelson Yemini* besuchten die Bezalel-Schule, die ursprünglich im Dienst einer zionistisch ausgerichteten



Abb. 7: Boaz Yemini (geb. 1956),
Megillat Esther (Israel 2009).

ten Kunst gestanden hatte, die »den schlummernden Geist der alten Propheten Israels erwecken wollte« (Boris Schatz, »The Birth of Bezalel«, in: *The Jewish Voice*, 56. Jg., Nr. 8 vom 20. Februar 1914). Später leistete sie einen enormen Beitrag zur zeitgenössischen jüdischen Kunst, die eine Mischung aus internationalem Design im Bauhaus-Stil und einem wiedererwachten Interesse an jüdischen Ritualobjekten darstellte. Wie manifestiert sich die Kraft eines rituellen Objektes und welche Bedeutung in ihm verborgen ist? Die Antwort lautet: im Design. Das war die große Innovation von New Bezalel, der 1935 von Berlin aus wiederbegründeten Akademie. Über die zeitgenössische Bauhaus-Ästhetik leistete sie einem Beitrag zur besseren Würdigung von Judaica im 20. Jahrhundert. Dem modernen Konzept des Designs liegt die Forderung zugrunde, Form und Funktionalität eines Gegenstandes in Verbindung mit einem geschärften Bewusstsein für die verwendeten Materialien dafür einzusetzen, einem funktionellen Objekte neue Bedeutung zu verleihen.

Ein Beispiel: In der Auseinandersetzung mit dem Thema *Besamim* (duftende Kräuter und Gewürze, deren Wohlgeruch eine Ahnung von Schabbat in den Alltag überführen soll) eröffnet die Familie Yemini eine Tour de Force der Generationen, die sich über fünfzig Jahre erstreckt. In ihrer Galerie in Jerusalem sehen wir Yehia Yeminis silbernen Besamim-Behälter aus den 1940er-Jahren, feingliedrig und traditionell. Daneben den Gewürzbehälter seines Sohnes, Yaacov Yemini, aus dem Jahr 1985. Und schließlich stellt der Enkelsohn, Boaz, eine noch modernere Interpretation des traditionellen Objektes zur Schau. In der Familiengeschichte der Yeminis spiegelt sich die künstlerische Weiterentwicklung von Judaica wider. Andererseits zeugen die Objekte auch vom kreativen Zusammenspiel der Kulturen und Generationen, von Lehrer und Schüler sowie von Lebenspartnern.

Die Wirkung dieser Zeremonialkunst lässt sich nicht durch Fotografien vermitteln. So wie jedes plastische Werk muss man sie aus verschiedensten Blickwinkeln betrachten, um sie herumgehen und von vielerlei Perspektiven erfassen. Erst so überträgt sich die Kraft ritueller Objekte, die darin liegt, unsere Erfahrung zu transformieren, während wir sie gebrauchen und mit ihnen die Mitzwot erfüllen, die religiösen Gebote. Tatsächlich können einzelne Judaica-Objekte nur dann ihre Botschaft vermitteln, wenn die Künstler bestrebt sind, »be’zal-el« zu sein – jemand, der im Schatten Gottes steht.



Boaz Yemini (geb. 1956)

IRENE A. DIEKMANN

JUDEN IN BRANDENBURG– PREUSSEN 1671 BIS 2021

EINE CHRONIK

1671

Der Große Kurfürst erlässt ein Edikt zur Aufnahme von 50 aus Wien vertriebenen jüdischen Familien und gestattet ihnen die Ansiedlung für 20 Jahre; sie dürfen jedoch keine Synagoge bauen. Neben Berlin sind sie in Frankfurt a. O., Beelitz, Brandenburg a. d. H., Friesack oder Nauen nachweisbar.

1672

Rabbi Chaim, der bisher in der Neumark tätig war, erhält vom Großen Kurfürsten das Privileg, als Rabbiner in der Kurmark zu fungieren.

1690

David Michel ist als erster Jude in Potsdam verzeichnet.

1691

Der Aufenthalt für die Juden wird verlängert, wenn sie den Nachweis erbringen, dass sie sich nichts haben zu Schulden kommen lassen.

1714

In der Heidereutergasse in Berlin wird die erste Synagoge nach der Wiederaufnahme der Juden 1671 eingeweiht.

1737

Friedrich Wilhelm I. verordnet, dass die Zahl der Berliner jüdischen Familien von 180 auf 120 zu reduzieren ist. Schon in seiner Instruktion für seinen Nachfolger aus dem Jahre 1722 hatte er dafür plädiert, alle Juden, die keinen Schutzbrief haben, aus dem Land zu schaffen und auch keine neuen Schutzbriefe zu erteilen. Zudem riet er, den Juden von Zeit zu Zeit Sonderabgaben abzuverlangen.

1740

Wenige Tage nach seinem Regierungsantritt verfasst Friedrich II. auf eine Anfrage des Geistlichen Departements, ob die katholischen Schulen weiter bestehen sollten, jene Randbemerkung, die zu seinen wohl am häufigsten zitierten Aussprüchen zählt: »Die Religionen Müssen alle Tolleriret werden [...] den hier mus ein jeder nach Seiner Faßon Selich werden.«

1743

Moses Mendelssohn folgt seinem Lehrer David Fränkel und geht von seinem Geburtsort Dessau zu Fuß nach Berlin. Hier leben inzwischen 333 jüdische Familien, während es in Potsdam nur 15 Familien sind.

1750

Friedrich II. erlässt ein General-Privileg und Reglement für die Juden. Die im Land lebenden Juden werden in fünf Klassen eingeteilt; nur die zur ersten Gruppe zählenden so genannten ordentlichen Schutzjuden konnten ihr Privileg auf ein Kind übertragen.

1752

In seinem Politischen Testament formuliert Friedrich II. seine Position gegenüber den Juden. Die Juden bezeichnet er als die gefährlichste Sekte in Preußen. Er plädiert, wie vorher schon sein Vater, dafür, die Zahl der Juden zu begrenzen.

1753

Friedrich II. verleiht wirtschaftlich besonders erfolgreichen jüdischen Unternehmern das Generalprivileg. Dennoch gibt es auch hier graduelle Abstufungen, manche sind den christlichen Kaufleuten gleichgestellt. Damit durchbricht Friedrich II. die 1750 selbst aufgestellten Regeln für die Rechtsstellung der Juden. Der erste Generalprivilegierte ist der Seidenfabrikant Isaak Bernhard.

1763

Moses Mendelssohn, inzwischen zum Prokuristen bei Isaak Bernhard aufgestiegen und als Philosoph anerkannt, ist nach dem Reglement von 1750 immer noch der fünften Gruppe zugeordnet. Trotz großer Fürsprache ordnet Friedrich II. lediglich an, ihm den Status eines außerordentlichen Schutzjuden zu verleihen.

1769

Friedrich II. erlässt eine Kabinettsorder, in der er die Juden zur Abnahme von Porzellan aus der Königlichen Porzellan-Manufaktur verpflichtet. Diese Zwangsabnahme führt zu einer hohen Verschuldung und existentiellen Bedrohung nicht nur einzelner Juden, sondern, wie im Falle Potsdams, ganzer Gemeinden.

1771

Moses Mendelssohn, der »Sokrates von Berlin«, wird von Friedrich II. nach Potsdam beordert, weil der sächsische Gesandte Baron von Fritsch ihn treffen will. Friedrich II., der als Philosoph auf dem Thron gilt, ist Mendelssohn nicht begegnet.

1781

Im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts beginnt eine grundlegende Diskussion um die Stellung der Juden im preußischen Staat. Der Geheime Kriegsrat Christian Wilhelm von Dohm veröffentlicht seine Schrift »Über die bürgerliche Verbesserung der Juden«. Damit war die Debatte um die Gleichstellung entbrannt.

1786

Am 4. Januar stirbt Moses Mendelssohn in Berlin, am 17. August stirbt Friedrich II. in Potsdam auf Schloss Sanssouci.

1788

Friedrich Wilhelm II. bestätigt am 12. Februar die Aufhebung des Abnahmezwangs für Porzellan.

1806

Preußen wird am 14. Oktober in der Schlacht bei Jena und Auerstedt geschlagen, Napoleon marschiert am 21. Oktober durch das Brandenburger Tor in Berlin ein.

1812

Am 11. März erlässt Friedrich Wilhelm III. das »Edikt betreffend die bürgerlichen Verhältnisse in dem Preußischen Staate«, das später als Emanzipationsgesetz bezeichnet wurde. Dadurch erhielten ca. 30 000 in Preußen lebende Juden bürgerliche Rechte.

1813 bis 1814

Es nehmen 444 jüdische Freiwillige an den Befreiungskriegen teil, das sind 1,43 Prozent aller in Preußen lebenden Juden.

1815

Auf dem Wiener Kongress werden den Juden die Rechte eingeräumt, die sie »von« den Staaten und nicht »in« den Staaten bekommen hatten. Das bedeutete, dass die fortschrittliche französische Gesetzgebung – und die damit gewährten Rechte – in jenen Territorien, in denen sie gegolten hatte, wieder zurückgenommen wurde. Im Zuge dessen kommt es in einigen Städten wie Bremen und Lübeck dazu, dass Juden ausgewiesen werden; in Hamburg wird das Reglement von 1710 in Kraft gesetzt und in Hannover, Nassau und Mecklenburg-Schwerin wird das Schutzverhältnis wieder eingeführt. In Preußen wird das Edikt von 1812 nicht auf die neuen Provinzen ausgeweitet, so dass nun 31 verschiedene auf die Juden bezogene Regelungen existieren.

1843

Felix Mendelssohn Bartholdy, der ein Jahr zuvor von Friedrich Wilhelm IV. zum Generalmusikdirektor ernannt worden ist, hat die Bühnenmusik zum »Sommernachtstraum« geschrieben und nach Potsdam mitgebracht. Die Uraufführung findet am 14. Oktober im Schlosstheater im Neuen Palais statt. Ludwig Tieck führt die Regie.

1847

Friedrich Wilhelm IV. erlässt das »Gesetz über die Verhältnisse der Juden«. Es stellt die Juden in ihren Rechten und Pflichten in allen preußischen Provinzen mit Ausnahme Posens den christlichen Untertanen gleich. Die jüdischen Gemeinden werden Körperschaften des öffentlichen Rechts und unter Aufsicht des Staates gestellt.

1848

In Preußen leben 218 750 Juden (1,3 Prozent der Gesamtbevölkerung), in der Provinz Brandenburg 8 050 (0,7 Prozent der Gesamtbevölkerung).

1869

Wilhelm I. unterzeichnet in Schloss Babelsberg das »Gesetz betreffend die Gleichstellung der Konfessionen in bürgerlicher und staatsbürgerlicher Beziehung«, das die völlige Gleichstellung der Juden für das gesam-

te Gebiet des Norddeutschen Bundes festschreibt. In Preußen wird der Judeneid aufgehoben. Den Juden wurde seit dem Mittelalter unterstellt, dass sie sich von einem geleisteten Eid nachträglich lösen könnten. Um dies zu vermeiden, wurden ihnen demütigende Zeremonien auferlegt, z.B. mussten sie ihren Eid auf einer blutenden Schweinhaut leisten.

1871

Nach der Gründung des Kaiserreichs gilt das Gesetz von 1869 für das ganze Reich. Bei einer Gesamtbevölkerung von 41,96 Millionen beträgt der Anteil der Juden mit 512 153 1,25 Prozent, in der Provinz Brandenburg mit 11 100 Juden 0,57 Prozent. Die jüdische Gemeinde in Potsdam hat 476 Mitglieder.

1879

Der Artikel »Unsere Aussichten« des Historikers Heinrich von Treitschke löst den Berliner Antisemitismusstreit aus.

1890

Wilhelm II. erlässt eine Order, dass als Reservoir für das Offizierscorps nur solche Häuser in Betracht kommen, in denen neben Liebe zu König und Vaterland auch »christliche Gesittung gepflegt« wird, was einem Ausschluss der Juden gleichkommt (so ist noch um 1910 kein jüdischer Offizier in der preußischen Armee zu finden).

1903

Am 17. Juni wird in Potsdam die Synagoge feierlich eingeweiht. Ein interessantes, aber kaum bekanntes Detail ist, dass der Organist der Hof- und Garnisonkirche, Prof. Otto Becker, seit 1915 auch das Amt des Organisten an der Potsdamer Synagoge ausübt.

1914 bis 1918

Von den ca. 550 000 in Deutschland lebenden Juden haben ca. 96 000 am Ersten Weltkrieg teilgenommen. Das entspricht einem Prozentsatz von mehr als 17 Prozent (davon waren etwa 12 Prozent Freiwillige), was dem Prozentsatz gleich kommt, den ebenfalls die nichtjüdische Bevölkerung an Kriegsteilnehmern stellte. 12 000 jüdische Kriegsteilnehmer sind gefallen, 35 000 wurden mit Orden ausgezeichnet.

1916

Am 1. November findet die so genannte Judenzählung im Heer statt, die ermitteln soll, ob sich die Juden vor der Wehrpflicht und vor Fronteinsätzen »drücken«. Die Ergebnisse sind nicht veröffentlicht worden.

1918

Am 9. November verkündet Reichkanzler Max von Baden die Abdankung des Kaisers. Wilhelm II. flieht in die Niederlande, kann aber 59 Güterwaggons voller Kunstschatze und Einrichtungsgegenstände mitnehmen.

1919

Als Reaktion auf die zunehmende antisemitische Stimmung wird der *Reichsbund jüdischer Frontsoldaten* gegründet.

1932

»Preußenschlag«: Reichskanzler von Papen beendet die Selbständigkeit Preußens, womit Preußen faktisch sein Ende findet.

1933

In Berlin wird das Jüdische Museum in der Oranienburger Straße eröffnet. Am 21. März, am »Tag von Potsdam«, wird in Oranienburg das erste Konzentrationslager in Preußen errichtet. Am 1. April findet im ganzen Land ein organisierter Boykott »nichtarischer« Geschäfte, Anwaltbüros und Arztpraxen statt. Am 7. April wird Hermann Göring zum preußischen Ministerpräsidenten und Innenminister ernannt. Am 14. Oktober wird der Preußische Landtag endgültig aufgelöst.

1935

Die Nürnberger Rassegesetze werden erlassen. Sie sind die Grundlage für spätere Durchführungsverordnungen zur rechtlichen Ausgrenzung der Juden.

1938

In der Reichspogromnacht vom 9. zum 10. November werden Synagogen zerstört, Geschäfte geplündert, jüdische Bürger ermordet und tausende in Konzentrationslager gebracht. Auch die Potsdamer Synagoge wird demoliert, der Davidstern im Giebelfeld abgeschlagen. 1939 wird

die jüdische Gemeinde gezwungen, das Grundstück samt Gebäude an die Deutsche Reichspost zu verkaufen. Die Synagoge wird am 14. April 1945 beim Bombenangriff schwer beschädigt und 1955 abgerissen.

1939

Im »Altreich« leben noch 213 930 »Glaubensjuden« (0,32 Prozent der Gesamtbevölkerung). In der Provinz Brandenburg sind es noch 4 000 (0,13 Prozent der Gesamtbevölkerung).

1940

Die jüdische Gemeinde Potsdam verliert den Status als Körperschaft des öffentlichen Rechts und wird zum »eingetragenen Verein« degradiert.

1941

Am 18. Oktober erfolgt der erste Transport von ca. 1 000 Juden aus Berlin in das Ghetto Łódź.

1942

Am 11. Januar werden 40 jüdische Frauen, Kinder und Männer aus Potsdam in das Ghetto von Riga deportiert.

1946

In der Sowjetischen Besatzungszone leben insgesamt 2 094 Juden, 424 in Brandenburg, für Potsdam werden 24 jüdische Einwohner ermittelt.

1949

Das Amtsgericht verkündet die Löschung des Vereins, da die Post an die letzten Vorstandsmitglieder als unzustellbar zurückgekommen war. Die Potsdamer jüdische Gemeinde existiert nicht mehr.

1991

Am 21. März wird die *Jüdische Gemeinde Land Brandenburg* mit Sitz in Potsdam gegründet.

1992

Am 20. Januar – 50 Jahre nach der Wannseekonferenz – wird an der Universität Potsdam das *Moses Mendelssohn Zentrum* für europäisch-jüdische Studien gegründet.

1994/95

Zum Wintersemester 1994/95 wird an der Universität Potsdam der interdisziplinäre *Studiengang Jüdische Studien* eingerichtet.

1996

In Potsdam wird die *Jüdische Gemeinde Stadt Potsdam* gegründet und 2000 ins Vereinsregister eingetragen.

1999

Gründung des *Abraham Geiger Kollegs an der Universität Potsdam*; die feierliche Eröffnung findet am 2. November 2000 im Potsdamer Nikolausaal statt.

2005

Das Land Brandenburg schließt mit der Jüdischen Gemeinde Land Brandenburg einen Staatsvertrag, in dem es u.a. die Unterstützung für die Errichtung einer Synagoge in Potsdam zusichert.

2012

Im Mai wird das *Zentrum Jüdische Studien Berlin-Brandenburg* feierlich eröffnet. Es ist ein Verbundprojekt mehrerer Universitäten und Hochschulen, an dem auch das Abraham Geiger Kolleg und das Moses Mendelssohn Zentrum beteiligt sind. Im Jahre 2017 erhält es den Namen *Selma Stern Zentrum für Jüdische Studien Berlin-Brandenburg*. Am 30. Oktober verabschiedet das Kabinett einen Entwurf zur Änderung des Brandenburgischen Hochschulgesetzes. Es wird um eine Vorschrift ergänzt, die die konfessionsgebundene Berufung von Professorinnen und Professoren ermöglicht.

2013

Gründung der *School of Jewish Theology* als erster konfessionsgebundener Studiengang Jüdischer Theologie an einer staatlichen Universität in Europa.

2013

Gründung des *Zacharias Frankel College*.

2015

Am 9. November wird nach umfassender Umgestaltung die ehemalige Schlosskirche von Cottbus der Jüdischen Gemeinde vor Ort als Synagoge überlassen.

Abbildungsnachweise

Das neue Zentrum jüdischer Gelehrsamkeit in Potsdam – ein fotografischer Rundgang S. 15–29; 31: © Maro Niemann; S. 30, 32–35 © Tobias Barniske; S. 36–37 © Noah Ives. (www.downtownsynagogue.org/design-gallery). Die »Seedling Sukkah« wurde konstruiert unter rabbinischer Aufsicht durch Rabbiner Yisrael Pinson (Chabad) und Rabbinerin Ariana Silverman (CCAR), Detroit.

Elisabeth Rüthnick: Ein »Haus im Haus« – eine sehr besondere Bauaufgabe Abb. 1 bis 18: Archiv Rüthnick Architekten.

Astrid Fritsche: Das Nordtorgebäude – mehr als ein Dienstgebäude Abb. 1: Schleuen, Johann David: Potsdam, Park Sanssouci, Neues Palais, Gesamtansicht des Neuen Palais und der Communs, um 1770, Stiftung Preußische Schlösser und Gärten Berlin-Brandenburg – SPSG, GK II (I) 890. Abb. 2: SPSG GK II (I)_890 (Ausschnitt aus Abb. 1). Abb. 3: Brandenburgisches Landesamt für Denkmalpflege und Archäologisches Museum – BLDAM, Messbildarchiv 62b113131_5. Abb. 4: Rüthnick Architekten (2011). Abb. 5: Rüthnick Architekten/Rekonstruktion Winterfuchs Bauforschung GbR. Abb. 6: Rüthnick Architekten/Rekonstruktion Winterfuchs Bauforschung GbR. Abb. 7: Pracht, Emil und C. C. Böhme: Fest »Zauber der Weißen Rose« am Neuen Palais, 13. Juli 1829, Darstellung des Ablaufs der Reitervorfürhrungen, 1829, SPSG, PK 5500/1. Abb. 8: Emil Sello, Königlicher Hofgärtner am Neuen Palais. Carte de Visite, Archiv SPSG, Nachlass Emil Sello, Nr. 765/99, Foto: Otto Lindner (1873). Abb. 9: Astrid Fritsche (2017).

Abb. 10: Rüthnick Architekten/Rekonstruktion Winterfuchs Bauforschung GbR. Abb. 11: Persius, Reinhold: Potsdam, Park Sanssouci, Neues Palais, Hofgärtnerhaus, Grundriss, Vorderansicht, Profilschnitte, Giebelansicht, 1834, SPSG, GK II (I) 1953. Abb. 12: Rüthnick Architekten/Rekonstruktion Winterfuchs Bauforschung GbR. Abb. 13: Rüthnick Architekten/Rekonstruktion: Winterfuchs Bauforschung GbR. Abb. 14: Potsdam, Hofgärtnerhaus am Nordtor, Anbauten, links Orangerie, Foto: Oberhofmarschallamt/Verwaltung der Staatlichen Schlösser und Gärten OMA/VSSG (1920/30), SPSG F0003594. Abb. 15: Potsdam, Pferdestall am Nordtorgebäude, Foto: OMA/VSSG (um 1920/30), SPSG F0003591. Abb. 16: Rüthnick Architekten/Rekonstruktion Winterfuchs Bauforschung GbR. Abb. 17: Rechholtz: Potsdam, Park Sanssouci, Neues Palais, Hofgärtnerhaus, Entwurf zum Umbau des Stallanbaues, südliche und nördliche Ansicht, 1934, SPSG, GK II (I) 1956.

Hartmut Bomhoff: Breslau – Berlin – Kühlungsborn: Eine Rückblende Abb. 1: aus: Markus Brann, Geschichte des jüdisch-theologischen Seminars (Fraenckel'sche Stiftung) in Breslau: Festschrift zum fünfzigjährigen Jubiläum der Anstalt, Verlag Theodor Schatzky, Breslau 1904. Abb. 2: bpk / Archiv Abraham Pisarek. Abb. 3: Landesdenkmalamt Berlin. Abb. 4: Foto © Hartmut Bomhoff.

Gerd Schurig: Orangerie und Nordtor. Aus der Geschichte ihrer Gartenumgebung Abb. 1: Salzmann, Friedrich Zacharias: Potsdam, Plan des Parkes Sanssouci,

1772, Stiftung Preußische Schlösser und Gärten – SPSG, GK II (I) 7416, F0018316. Abb. 2: Meyer, Johann Friedrich: Communs am Neuen Palais, um 1770, SPSG GK I 12066, F0019422, Foto: Klaus Bergmann. Abb. 3: Potsdam, Park Sanssouci, Nordtorbrücke und letzter, im friderizianischen Originalzustand verbliebener Teil des ehemaligen Parkgrabens, im Hintergrund das Neue Palais und die Communs, SPSG, F0113097, Foto: Gerd Schurig (2019). Abb. 4: J. W. Busch: Potsdam, Park Sanssouci, 1797, SPSG, GK II (I) 11791, F0030677, Foto: Roland Handrick. Abb. 5: August Herbig: Potsdam: Park Sanssouci, Neues Palais, Alte Orangerie, Grundriss, Schnitte, 1810, SPSG, GK II (I) 2015. Abb. 6: Wilhelm Barth: Neues Palais, Gartenseite, 1826, SPSG, GK I 6690, F0110312, Foto: SPSG. Abb. 7: F. Reyher nach Gustav Meyer: Potsdam, Park Sanssouci, 1853, Radierung, SPSG, GK II (I) 11814, F0017873, Foto: SPSG. Abb. 8: Unbekannt: Potsdam, Park Sanssouci, Neues Palais, Parterre am Neuen Palais, nach 1869, SPSG, GK II (I) 12087. Abb. 9: Unbekannt: Potsdam, Park Sanssouci, Neues Palais, ehemalige Hofgärtnerei, Treibhausanlagen, Situationsplan, 1870, SPSG, GK II (I) 1976. Abb. 10: Persius, Reinhold: Potsdam, Park Sanssouci, Neues Palais, ehemalige Hofgärtnerei, Grundriss, Schnitt, Vorder- und Seitenansicht, 1867, SPSG, GK II (I) 1993. Abb. 11: F. Albert Schwarz: Potsdam, Park Sanssouci, Erdtransport nach den Teichen der Fasanerie anlässlich der Zuschüttung des Parkgrabens, 1881, SPSG, Neuer Zugangskatalog, Nr. 5710, F0029644, Foto: Daniel Lindner. Abb. 12: Emil Sello: Potsdam, Park Sanssouci, Neues Palais, Plan zum Parterre

hinter den Communs, Situationsplan, 1874, SPSG, GK II (I) 12096. Abb. 13: Potsdam, Neues Palais, Luftaufnahme, SPSG, F0001769, Foto: Oberhofmarschallamt/Verwaltung der Staatlichen Schlösser und Gärten – OMA/VSSG (1924/1925). Abb. 14: Möller´s Deutsche Gärtner-Zeitung Nr. 33 (1906), S. 401. Abb. 15: Potsdam, Neues Palais, Ehrenhofseite, SPSG, F0001654, Foto: OMA/VSSG (1920–1930). Abb. 16: Potsdam, Alte Orangerie am Nordtor, Bauarbeiten an der Orangerie, Foto: OMA/VSSG (10.8.1937), SPSG F0002230. Abb. 17: Potsdam, Neuer Garten, Bauarbeiten an einem Haus, Innenraum. Foto: OMA/VSSG (10.8.1937), SPSG, F0003891. Abb. 18: Potsdam, Park Sanssouci, Umgebung Neues Palais, Nordtorgebäude (im Hintergrund), davor die Orangerie am Neuen Palais, SPSG, Foto: Gerd Schurig (1994). Abb. 19: Büro Guba+Sgard Landschaftsarchitekten, Ansicht Süd, 0111_2210_4_F_S_1, (01.10.2018).

Eva Leitolf / Hartmut Bomhoff: »This Is Not a Thornbush.« S. 74–75: Orangerie Potsdam, »This Is Not a Thornbush«, Foto: © Maro Niemann (2020). Abb. 1: Eva Leitolf, »This Is Not a Thornbush«, Siegerentwurf. Rüthnick Architekten, Rendering: Joseph Thanhäuser. Abb. 2: Eva Leitolf, »This Is Not a Thornbush«, Siegerentwurf. Rüthnick Architekten, Rendering: Joseph Thanhäuser. Abb. 3: Eva Leitolf, »This Is Not a Thornbush«, Grundriss, Foto: Eva Leitolf Abb. 4–7: Eva Leitolf, »This Is Not a Thornbush«, Visualisierung: Joseph Thanhäuser Abb. 8–10: Nordtor Neues Palais, Fotos: © Maro Niemann (2020).

Die Synagoge am Neuen Palais Potsdam – ein fotografischer Rundgang S. 90–94: Fotos © Maro Niemann, S. 95: Foto: © Tobias Barniske, S. 96–97: Foto © Eric Tschemow.

Ulrich Knufinke: Die Synagoge am Neuen Palais in Potsdam – erste Hochschulsynagoge Deutschlands Abb. 1: Synagoge Kehilot Yaakov, Jerusalem, Foto: Ulrich Knufinke, 2009. Abb.2: Modell der Synagoge der Jacobson-Schule in Seesen, Rekonstruktion und Foto: Bet Tfila – Forschungsstelle für jüdische Architektur, TU Braunschweig. Abb. 3: Historische Postkarte (1901). Quelle: Archiv des Jacobson-Gymnasiums Seesen. Abb. 4: Innenraum der Synagoge der Jacobsonschule in Seesen, Aufnahme 1901, Quelle: Archiv Städtisches Museum Stadt Seesen. Abb. 5: Orgel im Jacobstempel, Seesen, Schwarzweißfotografie 1910, Quelle: Stiftung Neue Synagoge Berlin – Centrum Judaicum; Fotograf unbekannt – CJA, 1 A Se 2, Nr. 23, #7605, Bl. 3. Abb. 6: Betsaal der Reformgemeinden-synagoge im Compostellhof Frankfurt a. M., aus: Bernhard Müller und Friedrich Bothe: Geschichte der Stadt Frankfurt am Main in Wort und Bild. Bilderatlas zur Geschichte der Stadt Frankfurt am Main, Frankfurt am Main 1916, zit. in: Harold Hammer-Schenk, Synagogen in Deutschland. Geschichte einer Baugattung im 19. und 20. Jahrhundert, Hamburg 1981. Original: Historisches Museum Frankfurt, Inv.-Nr. C 8618. Abb. 7a und 7b: Synagoge Budapester Rabbinerseminar, Foto: Országos Rab-biképző-Zsidó Egyetem/Jewish Theological Seminary – University of Jewish Studies, Budapest. Abb.8: Synagoge Schulgebäude Adass Jisroel, Berlin-Hansaviertel, Siegmunds-

hof 11, aus: Max Sinassohn, Adass Jisroel Berlin. Entstehung, Entfaltung, Entwurzelung 1869–1939. Eine Gemeinschaftsarbeit, Selbstverlag Jerusalem 1966, Fotograf unbekannt. Abb. 9: Israel-Goldstein-Synagoge, Givat-Ram-Campus, Hebräische Universität Jerusalem, Foto: Ulrich Knufinke, 2011. Abb.10: Synagoge, Hebrew Union College Jerusalem, Givat Ram, Ulrich Knufinke, 2017. Abb. 11a: Hecht-Synagoge, Hebräische Universität Jerusalem, Foto: Ulrich Knufinke, 2018. Abb. 11b: Innenraum, Hecht-Synagoge, Hebräische Universität Jerusalem, Fotos: Ulrich Knufinke, 2018. Abb. 12: Cymbalista-Synagoge, Universität Tel Aviv, Foto: Ulrich Knufinke, 2018. Abb. 13: Kollegsynagoge, Abraham Geiger Kolleg in der Berliner Kantstraße (2009–2021). Foto: Tobias Barniske.

SEO: »Die Wolken können träumen« S. 110–111: Fotos © Eric Tschemow.

Walter Homoka: Die Yeminis – drei Generationen Design im Dienste des Judentums Abb. 1, 2 und 7: Fotos © Tobias Barniske, alle anderen Abbildungen: Fotos © Yemini Jerusalem.

Porträtfotos: Anne-Margarete Brenker: © Stephan Pramme Oliver Günther: © Ernst Kaczynski Walter Homolka: © Stephan Pramme Eva Leitolf © Tobias Barniske Manja Schüle © Karoline Wolf SEO © Jiwon Christoph Martin Vogtherr © SPSG Boaz Yemini © Yemini, Jerusalem

HERAUSGEBERIN UND HERAUSGEBER

Dr. Anne-Margarete Brenker ist Kanzlerin am Abraham Geiger Kolleg an der Universität Potsdam, verantwortlich für die Bereiche Verwaltung und Entwicklung sowie Organisation. In ihren Aufgabenbereich fiel auch die Begleitung des gesamten Bauvorhabens seit den ersten Planungen im Jahr 2008.

Rabbiner Professor Walter Homolka Ph.D. King's College London, Ph.D. University of Wales Trinity Saint David, D.H.L. Hebrew Union College – Jewish Institute of Religion New York, ist deutscher Rabbiner, Rektor des Abraham Geiger Kollegs an der Universität Potsdam und Professor für Jüdische Religionsphilosophie der Neuzeit, Schwerpunkt Denominationen und interreligiöser Dialog, an der School of Jewish Theology der Universität Potsdam. Professor Homolka ist Chairman der Leo Baeck Foundation und Mitglied im Gesprächskreis Juden und Christen beim Zentralkomitee der deutschen Katholiken. Er ist Vorsitzender des Ernst Ludwig Ehrlich Studienwerks (ELES) und Vorsitzender der Union progressiver Juden in Deutschland K. d. ö. R.

AUTORINNEN UND AUTOREN KÜNSTLERINNEN UND KÜNSTLER

Hartmut Bomhoff ist Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Abraham Geiger Kolleg an der Universität Potsdam und Lehrbeauftragter an der dortigen School of Jewish Theology.

Dr. phil. Irene Annemarie Diekmann ist Historikerin. Sie war von 1991 bis 2018 wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Universität Potsdam und von 2006 bis 2020 stellvertretende Direktorin des Moses Mendelssohn Zentrums. Ihr Arbeitsschwerpunkt ist die Geschichte der Juden in Brandenburg-Preußen.

Pavel Feinstein, geboren in Moskau, wuchs in Tadschikistan auf und besuchte von 1978 bis 1979 die Kunstfachschole. 1980 emigrierte er nach Deutschland und studierte bis 1985 Malerei an der Universität der Künste Berlin als Meisterschüler bei Gerhart Bergmann. Seitdem lebt und arbeitet er als freischaffender Künstler in Berlin.

Astrid Fritsche ist nach ihrem Studium der Architektur und Kunstgeschichte in Berlin als Kustodin für Architektur und Denkmalpflege in der Stiftung Preußische Schlösser und Gärten Berlin-Brandenburg zuständig für die denkmalpflegerischen Belange bei der Instandsetzung der historischen Gebäude des Campus am Neuen Palais.

Noah Ives, geboren 1982, hat einen Master-Abschluss in Architektur der Cornell University und in Gesundheitswissenschaften der University of Wisconsin, Madison. Er war als Professor der University of Nebraska tätig und arbeitet derzeit in Portland, Oregon, bei Jacobs Engineering. Sein privates Büro – das Building Wellness Lab – kombiniert Designforschung und technologische Innovation, um Gesundheit und umweltbewusstes Bauen zu fördern.

PD Dr.-Ing. Ulrich Knufinke wurde 2005 mit einer Dissertation über das Thema »Bauwerke jüdischer Friedhöfe in Deutschland« an der TU Braunschweig promoviert und habilitierte sich 2014 an der Universität Stuttgart. Er arbeitete in Forschungsprojekten der Bet Tfila – Forschungsstelle für jüdische Architektur der TU Braunschweig und des Instituts für die Geschichte der deutschen Juden in Hamburg. Forschungsaufenthalte, Lehraufträge und eine Gastprofessur führten ihn nach Jerusalem, Innsbruck und Potsdam. Seit 2018 ist er Wissenschaftlicher Mitarbeiter beim Niedersächsischen Landesamt für Denkmalpflege, seit 2019 auch Verwalter der Professur für Baugeschichte an der TU Braunschweig sowie wissenschaftlicher Leiter der Bet Tfila – Forschungsstelle für jüdische Architektur.

Eva Leitolf studierte Kommunikationsdesign mit Schwerpunkt Fotografie an der Universität GH Essen und ist M.F.A des California Institute of the Arts. Sie unterrichtete regelmäßig auf internationaler Ebene an Kunsthochschulen und Universitäten und ist seit 2019 Professorin für Bildende Kunst an der Freien Universität Bolzano-Bozen. *Weitere Informationen siehe Seite 77.*

Mila Vázquez Otero, geboren in Spanien, studierte bis 2004 Kunstgeschichte an den Universitäten von Santiago de Compostela, Granada und Rom. Danach arbeitete sie in der Galerie einer Berliner Kunststiftung und konzipierte Videos über Kunst und Architektur für einen Kunst-Fernsehsender. Seit 2016 ist sie freischaffende Künstlerin und arbeitet in Zürich und Berlin.

Helmi Prechter ist aufgewachsen in einer Künstlerfamilie und besuchte die Augsburger Werkkunstschule, die Münchner Blocherer-Schule (Klasse Freie Malerei) und war Studentin bei Heinz Butz an der Akademie der Bildenden Künste München. Sie arbeitet als Kunsterzieherin und Dozentin am Staatsinstitut für die Ausbildung von Fachlehrern in Augsburg. 1980 erhielt sie den Kunstförderpreis der Stadt Augsburg und 1981 den deutsch-amerikanischen Kunstpreis.

Elisabeth Rüthnick ist nach ihrem Abschluss des Studiums der Architektur an der Hochschule für Gestaltung in Bremen 1979 als Architektin tätig. Im Mai 1989 gründete sie das Büro Rüthnick Architekten im damaligen West-Berlin, seitdem realisierte sie zusammen mit ihren Partnern über hundert Bauvorhaben für öffentliche und private Bauherren. Über die Jahre ihrer Tätigkeit hin ist sie spezialisiert und engagiert insbesondere in den Bereichen der Denkmalpflege, zum Beispiel: denkmalschutzgerechter Umbau und Sanierung des GIZ-Hauses am Reichpietschufer (erbaut um 1912/13), Bornemann-Hochhaus in Berlin-Wedding (erbaut in den 1960er-Jahren), Besucherzentrum für das Neue Palais (erbaut 1768/69).

Gerd Schurig war nach seinem Studium der Landschaftsarchitektur an der TU Dresden 1984/85 Parkleiter von Mosigkau bei Dessau, seit 1985 ist er Kustos für Gartendenkmalpflege in den Staatlichen Schlössern und Gärten Potsdam Sanssouci (heute SPSG), unter anderem obliegt ihm die Betreuung des Westteils von Park Sanssouci (außerdem Neuer Garten, Pfingstberg, Sacrow, Paretz, Caputh). Forschungsschwerpunkte seiner Tätigkeit sind Nutzgärtnerei und Hofgärtner.

Lesser Ury (1861–1931) war ein deutscher Maler und Grafiker der impressionistischen Berliner Secession. Neben dem Bildnis von Rabbiner Moritz Levins stammt von ihm auch ein Porträt von Rabbiner Abraham Geiger (Jüdisches Museum Berlin), Geschenk der Allgemeinen Rabbinerkonferenz des Zentralrats der Juden in Deutschland.

SEO, geboren in Südkorea, ging nach ihren Studien an der Kunsthochschule und der Chosun-Universität in Gwangju 2000 zum Forschen und Studieren der westlichen und zeitgenössischen Kunst nach Deutschland. 2001 wurde sie in die Klasse von Georg Baselitz an der Universität der Künste (UdK) in Berlin aufgenommen und war ab 2003/2004 Teilnehmerin des Meisterkurses und Meisterschülerin von Baselitz. SEO erhielt zahlreiche Preise und Auszeichnungen für ihre Werke, die auf internationalen Ausstellungen, in vielen anerkannten Sammlungen, Galerien und Museen gezeigt werden. *Weitere Informationen siehe Seite 101.*

Boaz Yemini, geboren in Jerusalem, steht für die dritte Generation der Jerusalemer Silberschmied-Familie Yemini, deren Arbeiten jüdische Ritualgegenstände und Schmuck zum Gegenstand haben. *Weitere Informationen siehe Seiten 110-113.*

Ludwig Yehuda Wolpert (1900–1981) gehört zu den einflussreichsten Designern sakraler jüdischer Objekte weltweit. Geboren in Heidelberg (heute Stadtteil von Bruchsal), besuchte er die Kunstgewerbeschule in Frankfurt am Main und erlernte den künstlerischen Umgang mit Metallen von 1925 bis 1928 bei Leo Horowitz, einem Vertreter des Bauhaus-Stils. Nach der »Machtergreifung« der Nationalsozialisten 1933 wanderte er aus nach Israel (damals britisches Mandatsgebiet Palästina) und wurde 1935 Professor an der Bezalel Academy for Arts and Crafts in Jerusalem. 1956 wurde er als Leiter des Tobe Pascher Workshop am Jewish Museum in New York berufen. Er war außerdem Professor an der University of Judaism Los Angeles (heute American Jewish University).

VERLAGSGRUPPE PATMOS

PATMOS
ESCHBACH
GRÜNEWALD
THORBECKE
SCHWABEN
VER SACRUM

Die Verlagsgruppe
mit Sinn für das Leben

Die Herausgeber dieses Bandes danken Herrn Ulrich Werner Grimm für die Textredaktion, dem Büro Finken & Bumiller, Stuttgart, für die Gestaltung und dem Patmos Verlag (Verlagsgruppe Patmos, Ostfildern) und seinem Lektor Dr. Ulrich Sander für die umfassende Betreuung.

Für die Verlagsgruppe Patmos ist Nachhaltigkeit ein wichtiger Maßstab ihres Handelns.
Wir achten daher auf den Einsatz umweltschonender Ressourcen und Materialien.

Alle Rechte vorbehalten
© 2021 Patmos Verlag
Verlagsgruppe Patmos in der Schwabenverlag AG, Ostfildern
www.patmos.de
Gesamtgestaltung: Finken & Bumiller, Stuttgart
Vor- und Nachsatz: Foto © Maro Niemann
Druck: Finidr s. r. o., Český Těšín
Hergestellt in Tschechien
ISBN 978-3-8436-1272-2

